Heft 8 August 1997 8,- DM

C 12611 E

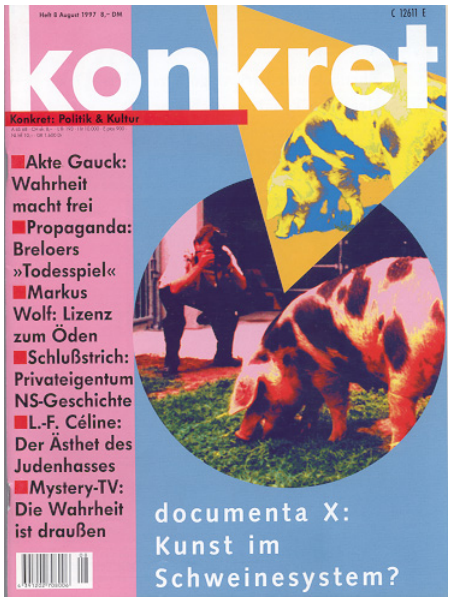
konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Akte Gauck: Wahrheit macht frei
- Propaganda: Breloers »Todesspiel«
- Markus Wolf: Lizenz zum Öden
- Schlußstrich: Privateigentum NS-Geschichte
- L.-F. Céline: Der Ästhet des Judenhasses
- Mystery-TV: Die Wahrheit ist draußen

documenta X: Kunst im Schweinesystem?

in konkret August 1997



hier Konkret von Peter-Michael Diestel
Hat der letzte Innenminister der DDR, Peter-Michael Diestel (CDU), dem Ex-Spionagechef der DDR, Markus Wolf, ein Geschäft »Straffreiheit gegen Agentenverrat« vorgeschlagen? KONKRET sprach mit Diestel

von Konkret

an Konkret

Goldige Linke von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Die Larve von Rayk Wieland
Porträt des »Sonderbeauftragten der Bundesregierung für die personenbezogenen Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR«, Joachim Gauck

Der Kuchen sollte schmecken von Gerhard Henschel
Markus Wolf hat seine »Erinnerungen« aufgeschrieben, aber nicht viel mehr verraten als seine Abneigung gegen Buchweizengrütze

Ahai, Käptn Gysi! von Joachim Rohloff
Der Wahlprüfungsausschuß des Bundestages hat Gregor Gysi inoffiziell vom Vorwurf, ein Spitzel zu sein, freigesprochen. Grund genug für seine Feinde, ihn jetzt erst recht für einen IM zu halten

Zweierlei Modernisierung von Gerhard Scheit
Einige Thesen über Stalinismus und Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Stalinismus-Debatte in KONKRET

Freispruch mit Vorsatz von Wolf-Dieter Vogel
Ein Polizist kann kein Mörder sein und Safwan Eid nicht unschuldig: Über zwei Spitzenleistungen deutscher Rechtsprechung

»Seid ihr Juden?« von Gaby Hommel
Früher trug sie eisenbeschlagene Stiefel und Peitsche; jetzt sitzt sie im Rollstuhl und kann kaum noch sprechen. Damals war sie an der Vernichtung einer Viertelmillion Menschen in Majdanek beteiligt, heute gilt sie als bemitleidenswerte Frau. Welche Möglichkeiten gibt es, mit einer solchen Nachbarin umzugehen?

Nationale Sachpolitik von Joß Fritz, Samuel Salzborn
Ende Juni haben die »Heimatvertriebenen« eine eigene Partei gegründet. Dabei ging es nur ideologisch mit rechten Dingen zu

Privatbesitz NS-Geschichte von Otto Köhler
Auf einer Tagung im ehemaligen Verwaltungsgebäude der IG Farben hat die deutsche Industrie sich ihrer braunen Vergangenheit angenommen - und wird sie wohl erst wieder hergeben, wenn sie weißgewaschen ist

Marx bless America von Jürgen Elsässer
Von Schwarzafrika bis Osteuropa: Die USA hängen ihre Konkurrenten ab und verwirklichen die Globalisierung

In diesem Sinne - Nur ein toter Serbe ... von Thomas Deichmann

In diesem Sinne - Für eine Handvoll Reis von Wolfgang Müller

In diesem Sinne - Bitte meucheln von Joachim Rohloff

Kunst & Gewerbe

Tamagotchi von Susanne Fischer

Links von Georg Seeßlen
oder Die Lage war noch nie so Kunst. Ein Avantgardefilm zur documenta X

Schmidteinander von Oliver Tolmein
Vor Heinrich Breloers Fernsehfilm » Todesspiel« sind die Deutschen zu einer einigen großen Familie zusammengewachsen - mit einer ins Tragische gesäuberten Geschichte

Arisch gefühlvoll von Stefan Ripplinger
Während der französische Schriftsteller Louis-Ferdinand Céline an seinem dritten Roman, »Guignol's Band«, schrieb, veröffentlichte er antisemitische Hetzschriften. Eine vergleichende Lektüre fördert zwischen Roman und Pamphleten erstaunliche Übereinstimmungen zutage. Ein Beitrag zur gerade erschienenen ersten deutschen Übersetzung von »Guignol‘s Band II«

Buch & Deckel von Erwin Riess

Ein fast gelehrter Unmensch von Frank Schäfer
Christoph Meiners - Philosoph, Völkerkundler, Vielschreiber und erster Rassist deutscher Zunge. Ein Porträt zu seinem 250. Geburtstag am 31. Juli 1997

Wie deutsch war Wolfgang Harich? von Georg Fülberth
Darf ein Kommunist den Imperialismus mit Nationalismus kontern? Der Philosoph Wolfgang Harich hat diese Frage entschieden bejaht

Melodie & Rhythmus von Holm Friebe

Melodie & Rhythmus von Mark-Stefan Tietze
Die Sterne: Von allen Gedanken schütze ich doch um meisten die interessanten; Sony/ Epic

Applaus ist Valium von Knud Kohr
Auf der CD »Schöne Greatest Leselive Oldies« schildert Max Goldt Szenen aus einem unglaublich uninteressanten Leben: seinem eigenen

Die Wahrheit ist draußen von Kay Sokolowsky
Das New Age ist ausgebrochen, und zwei FBI-Agenten sind seine Propheten. Die Fernsehserie »Akte X« offenbart den ganzen Wahn der 90er und gibt ihm einen Sinn, der zum Fürchten ist

Film & Theater von Boris Gröndahl
Deckname Dennis

Film & Theater von Kay Sokolowsky
Mutters Courage

Kirchs größter Coup von Otto Köhler
Beim Aufbau des Kirch'schen Medienmonopols sind nicht nur Bertelsmann und Telekom, sondern auch ARD und ZDF dabei

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/97, S. 3

Peter-Michael Diestel

hier Konkret

Hat der letzte Innenminister der DDR, Peter-Michael Diestel (CDU), dem Ex-Spionagechef der DDR, Markus Wolf, ein Geschäft »Straffreiheit gegen Agentenverrat« vorgeschlagen? KONKRET sprach mit Diestel

konkret: In seinem Buch Spion im *geheimen Krieg* berichtet Markus Wolf, Sie, Herr Diestel, hätten als Minister der DDR im Frühjahr 1990 Wolf Straffreiheit zugesichert, wenn er Quellen preisgebe: »Herr Wolf«, sollen Sie ihm angeboten haben, »steigen Sie einfach in meinen Wagen. Gerhard Boeden ist gerade in Westberlin. Zehn bis zwölf Namen und ein paar Angaben zu denen die Sicherheit betreffenden Aktionen Ihres Dienstes, und Sie brauchen sich wegen einer etwaigen Strafverfolgung keine Gedanken mehr zu machen.« Warum haben Sie diese Passage gerichtlich angefochten?

Diestel: Es ist das gute Recht jedes Deutschen, gegen ehrabschneidende Lügen gerichtlich vorzugehen. Markus Wolf ist - wenn ich es freundlich ausdrücke - beim Schreiben dieser Passage seines Buches offensichtlich trügerischen Erinnerungen aufgesessen. Die Wahrheit ist: Zu keiner Zeit habe ich mit Herrn Wolf über Möglichkeiten gesprochen, daß seine Strafverfolgung durch die bundesrepublikanische Justiz zu verhindern wäre. Alle mit Herrn Wolf geführten Gespräche betrafen Überlegungen, wie im Einigungsprozeß die nachrichtendienstlichen Probleme im Gesamtkomplex gelöst werden sollten. Es ging um das Schicksal alter ehemaligen Agenten der DDR-Spionagedienste und keinesfalls um die persönliche Sicherheit oder die Person von Herrn Wolf. Sie alle, die im Kalten Krieg guten Glaubens für die DDR gewirkt haben, sollten im wiedervereinigten Deutschland eine faire Chance erhalten. Geradezu absurd ist Wolfs Unterstellung, ich hätte ihn zum »Verrat« bewegen wollen. Eine solche Haltung ist mir wesensfremd.

Ich habe die Neutralisierung der gegeneinander gerichteten Geheimdienstaktivitäten für notwendig erachtet und war und bin darüber hinaus der Auffassung, daß die Tätigkeit der DDR-Kundschafter nach der Herstellung der deutschen Einheit nicht strafbar sein kann. Und ich werde es nicht zulassen, daß irgendwelche Schreiberlinge wichtigtuerisch meinen Namen, meine politischen Handlungen und Auffassungen wahrheitswidrig verwenden, um ihre eigenen blassen Machwerke attraktiver erscheinen zu lassen. Das gilt auch für Herrn Generaloberst a. D. Markus Wolf

konkret Vor Gericht haben Sie den Vorwurf als »ehrenrührig« zurückgewiesen, Sie hätten geplant, »Mitarbeiter, die mir unterstellt waren, einer feindlichen Macht auszuliefern« - also der Bundesrepublik Deutschland. Als Mitglied der letzten DDR-Regierung haben Sie die Vereinigung mit dieser feindlichen Macht resp. die Übergabe aller sicherheitsrelevanten Informationen maßgeblich betrieben. Hatten Sie da einen ehrenrührigen Job übernommen?

Diestel: Nein, ich habe keinen ehrenrührigen Job übernommen, sondern ich bin in eine wichtige Funktion gewählt worden, um die Deutschen wieder zueinander führen zu helfen. Natürlich hätte die Regierung de Maiziere manches anders bedacht, wenn sie gewußt hätte, wie das einst »feindliche Gegenüber« mit zu ihnen gekommenen Landsleuten umgehen wird. Doch Spekulationen mit Begriffen wie »hätte«, »wenn« und »aber« führen nicht weiter.

Im übrigen müssen wir uns endlich daran gewöhnen, daß das Ministerium für Staatssicherheit der DDR und dessen Struktureinheit Hauptverwaltung Aufklärung keine Räuberbande war, sondern Bestandteil des Ministerrates der DDR, wie sie übrigens auch alle anderen Ministerien besaßen. Die Arbeitsergebnisse sämtlicher DDR-Ministerien sind mit dem Prozeß der deutschen Einheit in das Eigentum und in die Verfügungsbefugnis der Bundesrepublik Deutschland gelangt. Dies halte ich für richtig und konsequent - auch im Falle des Ministeriums für Staatssicherheit.

konkret Auf welcher gesetzlichen Grundlage haben Sie als Innenminister der DDR vor dem 3. 10. 1990 mit dem Bundesnachrichtendienst und/oder dem Verfassungsschutz zusammengearbeitet?

Diestel: Was 1989 und 1990 in der Deutschen Demokratischen Republik geschah, ist eine der dramatischsten Umwälzungen in deutscher Geschichte. Betroffen waren unmittelbar sechzehn Millionen Deutsche, ein in der Uno und in der Helsinki-Konferenz verankerter Staat und nicht zuletzt ein gesellschaftliches System. Revolution sagen manche dazu. Nicht ganz zu Unrecht. Und ich bin wie Sie der Auffassung, daß die friedliche Revolution in der DDR sowohl in der Modrow-Etappe als auch in der Etappe, in der ich Verantwortung getragen habe, in hohem Maße der Rechtsordnung der DDR widersprach und damit ungesetzlich war. Das haben Revolutionen wohl üblicherweise so an sich. Hoffentlich klagen Krenz, Mielke & Co die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes nicht ein!

Wenn ich - um beim Thema zu bleiben - etwa daran denke, daß die Bürgerrechtler alle Dossiers der HVA von Markus Wolf vernichtet haben, was ihnen von westlicher Seite bis heute keiner vorwirft. Auch daß der DDR-Verteidigungsminister Eppelmann, heute wohlangesehener CDA-Vorsitzender, sämtliche Unterlagen des Spionagebereiches der NVA dem Reißwolf übergab, läßt keinen westlichen Hahn krähen. Offensichtlich interessiert keinen, in welchen militärischen Bereichen der Bundeswehr oder der Nato die DDR ihre Guillaumes installiert hatte - oder? Im übrigen mußte von der letzten Regierung der DDR viel Unkonventionelles geleistet werden. Und um einen möglichst reibungslosen Übergang in ein einiges Deutschland zu gewährleisten, haben beide Seiten auf vielen Gebieten miteinander gearbeitet.

Konkret 08/97, S. 4

von Konkret

Wenn's bei den Deutschen um Bier geht, dann geht's um die Wurst. Das müssen derzeit die KONKRET-Autoren Jürgen Roth und Michael Rudolf erfahren, deren Buch Bier! Das Lexikon im Frühjahr dieses Jahres bei Reclam erschienen ist. Gleich mehrere Brauereien, die mit der Begutachtung ihrer Sorten nicht einverstanden sind, haben Verlag und Autoren Klage angedroht und - »ohne auf das literarische Niveau des vorbezeichneten Buches eingehen zu wollen« - den »Widerruf objektiv unrichtiger Tatsachenbehauptungen« gefordert. Die inkriminierten Passagen hätten allein die Verunglimpfung der betreffenden Brauereien und ihrer Erzeugnisse zum Ziel, und eine solche Form des Warentests stelle einen rechtswidrigen Eingriff in den eingerichteten und ausgeübten Gewerbebetrieb der Betroffenen dar, schreiben die Anwälte. Sie hätten vielleicht gleich schreiben sollen: Die Deutschen sollen das Bier, das man ihnen serviert, schlucken und ansonsten den Mund halten.

Das Buch ist indes ohnehin vorn Verlag zurückgerufen worden, aufgrund einer einstweiligen Verfügung der Licher Privatbrauerei, welche die folgende Auskunft nicht stehen lassen wollte: »Die teils belegte, teils nur kolportierte Auffassung hält sich hartnäckig, das Haus Licher unterstütze die Reps und anderes Pack finanziell.« Diese Tatsachenbehauptung sei nachweislich falsch, erklärte die Brauerei und forderte von Verlag und Autoren Unterlassung und Schadensersatz. Tatsache ist jedoch, daß zwar - wie auch? - keine Zahlungsbelege existieren, die den formulierten Verdacht begründen, daß jedoch die »Taz« 1994 meldete: »So hält sich hartnäckig der Verdacht, daß Getränkehersteller wie die Flensburger Brauerei oder Licher Bier, der Likörhersteller Eckes und der Safthersteller Becker rechtsextremistische Parteien unterstützen.« Das blieb seinerzeit unwidersprochen. Gewiß macht ein Verdacht, der zweimal geäußert wird, noch keinen Beweis. Doch wie, wo Rauch, auch Feuer ist, ist, wo Getränke-, Likör- und Safthersteller sind, auch Volk, und wo Volk, ist auch das Völkische nicht weit. Nur beweisen können müssen's Roth und Rudolf allerdings.

Gewonnen dagegen hat in erster Instanz vor dem Kölner Landgericht der Journalist und KONKRET-Autor Karl Rössel gegen die »FAZ«, die Rössel zur Unterlassung der Behauptung verurteilt sehen wollte,

der Berichterstatter der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« für Nigeria sei bei seiner jüngsten Reise nach Nigeria für eine firmenfreundliche Berichterstattung von Shell geschmiert worden. Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« habe sich damit für Shell prostituiert.

Die Umstände der von Shell organisierten Journalistenreise hatte Rössel in KONKRET 1/97 ebenso ausführlich geschildert wie die journalistischen Erzeugnisse, die dabei schließlich hinten rausgekommen sind.

Beim Versuch des »Schwäbischen Tagblatts« (5.7.97), die Rezeption des Kinofilms »Bandits« zu resümieren, ist auch etwas rausgekommen. Nämlich dieses:

Dieser Film spaltet Deutschland. Der Kritiker der »Süddeutschen Zeitung« war den Tränen nahe ... Euphorisches Lob hingegen von »Spex«, »taz« und »konkret«. Was ist da los?

Tatsächlich, man fragt sich. Aus Jan Pehrkes solidem Verriß des Films in KONKRET 7/97: »Bandits« hat »mit nichts was zu tun ... Statt Schauspielerei gibt es pubertäre Breitwand-Posen, statt Dialoge coole Sprüche, und das Bild verhängt man mittels Farbfiltern. ... Man fühlt sich so wohl in seiner kleinbürgerlichen Welt, daß es einem die Schamesröte ins Gesicht treibt.«

Neu in der konkret texte-Reihe: Wilfried Steiner (Hg.): *Zensur oder freiwillige Selbstkontrolle? Vom Tabubruch zur politischen Korrektheit.* Der Band beschäftigt sich mit der Frage, ob Political Correctness ein linkes Projekt sein kann, und enthält Beiträge von: Diedrich Diederichsen, Hermann L. Gremliza, Günther Jacob, Doris Knecht, Konrad Paul Liessmann, Thomas Rothschild, Georg Seeßlen und Mark Terkessidis. Er ist ab 13. August im Buchhandel erhältlich, kann aber auch über den Verlag bezogen werden (Einzelheiten siehe S. 38).

Mitunter ist auch Zürich eine Reise wert: Am 23. August wird im Rahmen des Züricher Theaterspektakels das Stück »Hawkings Traum oder Die vollständige und einheitliche Theorie von der menschlichen Gravitation« des Erzählers, Dramatikers und KONKRET-Autors Erwin Riess in der Inszenierung von Anna Maria Krassnigg uraufgeführt.

Zwecks beiderseitiger Rufwahrung, des Autors Georg Fülberth und der Redaktion: Georg Lukács wird nicht, wie in Fülberths Aufsatz »Mehrerlei Entstalinisierung« (KONKRET 7/97) durchgehend geschehen, mit einem falschen Accent

über dem »a« geschrieben, sondern mit einem richtigen. Die Redaktion bedauert den Fehler und bittet Georg Fülbèrth um Acceptanz dieses bzw. um excuse.

Konkret 08/97, S. 6

an Konkret

Herrenmenschenart

KONKRET 7/97: »Der Dispens« von Michael Scharung

Der Satz »Zuerst muß man überleben ' ehe man sich die Reflexion leisten kann, unter welchen Umständen man überlebt hat«, ist ein Satz nach wahrer Herrenmenschenart. Darin steckt soviel an autoritärem Denken, daß vielleicht noch nicht einmal ein kompletter KONKRET-Jahrgang ausreicht, es aus den Köpfen herauszubekommen. »Zuerst muß man überleben, ehe man sich die Reflexion leisten kann, unter welchen Umständen man überlebt hat«, ... sagte der Leiter der geschlossenen psychiatrischen Anstalt zu seinem Patienten, ... sagte der Gefängnisdirektor/leitende Beamte im Justizvollzugsdienst zu seinem »Klienten«, .. « sagte der bestrickpulloverte Lehrer zu seinem während der Unterrichtsstunde kaugummikauenden und sich per Walkman mit HipHop volldröhnenden Schüler, ... sagte, sagte, sagte. - Wenn sie's doch nur sagen würden!

Christian Demes

Stadtlohn

Tyrannei

KONKRET 7/97: »Algerische Reaktion« von Justus Wertmüller

Justus Wertmüllers Entwurf zur Situation in Algerien und der der »deutschen Beobachter« zeigt, daß Gesinnungsethik das kritische Urteilsvermögen auch in einer Zeitung trübt, in der geschrieben werden soll, was andere nicht lesen wollen. Die Algerier gelten als unterdrücktes Volk, weil die Machthaber die Wahl annulliert hätten und führten einen Befreiungs- und nationalen Erziehungskampf für eine völkische Identität, so faßt der Autor die Position der »deutschen Beobachter« zusammen, die zudem kein Verständnis für Algeriens Militärdiktatur aufbrächten, der Formierung eines völkischen Kollektivs entgegengetreten zu sein. Zunächst baut Wertmüller den Pappkameraden vom »deutschen Beobachter« auf, warum nicht gleich einen völkischen, dann wäre er des Beifalls sich radikal wähnender Leser/innen noch sicherer. Wer sollen denn die deutschen Beobachter sein, wenn er zugleich die ausbleibende Aufmerksamkeit in der hiesigen Medienlandschaft feststellt? Als Kronzeuge muß denn auch in bezeichnender Weise der sich in dieser Angelegenheit nicht äußernde Zülch dienen.

Mir ist als kompetente Beobachterin, die immer mal wieder ausführlich über die Entwicklung in Algerien berichtet, nur S. Kebir bekannt. ... (Bei ihr) ist nachzulesen, daß der FLN-Herrschaft im Einklang mit der IWF-Politik und den postkolonialen sozioökonomischen Entwicklungen (um die subjektive und objektive Seite eines Prozesses gleichsam zu berücksichtigen) an der nun in Algerien herrschenden Situation ein wesentliches Maß an Mitverantwortung zuzuschreiben ist. Es gibt eine demokratisch und sozialistisch orientierte Opposition in Algerien, die gar nichts mit der islamischen zu tun hat und deren Tradition bis in den Befreiungskrieg.zurückreicht und die sich gegen die Repression seitens der Regierung, die schon bald nach der Befreiung von der französischen Kolonialherrschaft einsetzte, schon gewehrt hat, als die sogenannte islamische erst von derselben protegiert wurde und im vorauseilenden Gehorsam wesentliche verfassungsrechtliche Zugeständnisse an sie gemacht wurden. Den auch bevorzugten Opfern des islamischen Terrors, nämlich auch der Regierung unbequeme Frauenrechtlerinnen, Intellektuelle, Gewerkschafter und Journalisten, weint die Regierung, wenn überhaupt, nur Krokodilstränen nach. Daß eine repressive Politik, die sich auch gegen eine schon vorhandene demokratische Kultur richtet, zum Bollwerk gegen theokratische Tyrannei sich bewähren soll, ist schon eine merkwürdige Logik, und zeugt von der Unkenntnis des Autors über den sog. islamischen Fundamentalismus, der zudem, bei aller ihm gebührender Verachtung, alles andere als völkisch ist.

Jonas Dörge-Weidemann

Kassel

Denkschablone

KONKRET 7/97: »Tomayers ehrliches Tagebuch« von Horst Tomayer

Sehr geehrter Herr Tomayer, Freunde machten mich auf Ihre Wahrnehmung meiner Live-Sendung im OK aufmerksam, Sie müssen ja bei recht guter Laune gewesen sein, und trotzdem haben Sie nicht vergessen, einen Kassettenrekorder mitlaufen zu lassen, und so spontan! Das ehrt einen alten Kommunarden wie mich natürlich, trotzdem finde ich, ein bißchen mehr Fairneß hätte Ihnen besser gestanden. Ich meine, wenn Ihr Chefredakteur im selben Heft, in dem Ihre weisen, an mich gerichteten Worte stehen, gegen die »Bild-Zeitung« und ihre Pin-ups wettert und sich trotzdem nicht schämt, das sexuell ausgebeutete Mädchen auch noch den Blicken der KONKRET-Leserschaft auszusetzen, dann stimmt doch irgendetwas nicht, wenn Sie, sozusagen auf seiner Linie, dagegen Ihren Versuch setzen, mich lächerlich zu machen, nur weil ich der Meinung bin, daß die geile Männerwelt mal gebremst werden sollte. Vielleicht sind Sie ja über jeden Verführungsversuch erhaben, oder Sie vertreten eine sexuelle Permissiveness, fragt sich nur, wie Sie das theoretisch mit der Würde der Frau und ihrem Anspruch auf Selbstbestimmung in Einklang bringen. Warum lassen Sie denn die islamischen Frauen nicht in Ruhe und geben ihnen die Freiheit, sich so anzuziehen, wie sie wollen, und nicht, wie Sie wollen? Dann frag ich Sie, ob Sie in Ihrem »ehrlichen Tagebuch« nicht auch mal darüber schreiben möchten, ob Ihnen nicht schon mal passiert ist, daß Ihnen eine Frau gefallen hat, mit der Sie nicht liiert sind, und was das für Folgen haben kann? Sind Sie wirklich so naiv, wie Sie tun?

Warum wollen Sie offensichtlich nicht darauf eingehen, daß der Koran für solche Extremfälle, wie sie in Ehen vorkommen können, in denen die Frau zerstörerisch wirkt, eine Leitung gegeben hat? Zugegeben, in den paar Minuten, die mir zur Beantwortung der Frage zur Verfügung standen, ob laut Islam ein Mann seine Frau schlagen darf, war es mir nicht möglich, darauf intensiv einzugehen, wie ein freundschaftlicher Knuff zur richtigen Zeit eine Frau auf ihren Irrtum aufmerksam machen kann. Und, wie gesagt, was im Westen und Osten, in den verschiedenen Denkschulen, dazu gesagt wird, das habe ich nicht zitieren können. Aber Ihnen geht dafür ja jedes Verständnis ab. Frei nach dem Motto, daß der Bauer eben nicht frißt, was er nicht kennt, sagen Sie nein, nein und nochmals nein, wie die drei Affen, die sich die Hände vor Mund, Ohren und Augen halten. Klar, damit haben Sie dem deutschen Volk gedient, eine Verständigung zwischen den Kulturen eingeleitet und der Wahrheit zum Sieg verholfen. Daß Sie es in Ihrer Denkschablonitis unter Ihrer Würde erachten, sich mit dem Koran auseinanderzusetzen, indem Sie ihn vielleicht einmal läsen (ohne rosa Brille), wundert dann gar nicht mehr. Egal, was es für Zeichen und Wunder gibt, egal, mit welchem Scharfsinn, welchen Vernunftgründen der Koran argumentiert, Ihnen reicht es schon, wenn jemand auch nur das Wort Gott in den Mund nimmt. Genau, das ist es.

Hadayatullah Hübsch

Frankfurt/Main

Rassismus

KONKRET 7/97: Leserbrief von Dr. med. Egon Keller

Dr. med. Egon Keller irrt sich gleich im ersten Satz: Menschen mit schwarzer Hautfarbe und damit u. U. einhergehenden anderen typischen Äußerlichkeiten gibt es sicherlich, aber »Neger« werden nicht erkannt, sondern konstruiert. Die biologischen Unterschiede schreiben der Erkenntnis keinesfalls eine Kategorisierung vor, in der die Sparte »Neger« auftaucht. Wer nur seinen Verstand benutzen will, wird weiterhin »Neger« in die Welt setzen, wer aber anläßlich des Artikels von Jakob Michelsen und Robert Boltin die bisherige Geschichte und den Begriff der Rasse in ihr bedenkt, der hört vernünftigerweise auf die Empfehlung der UNESCO, will nichts mehr von Rassen wissen und läßt den »Neger« künftig wieder nur noch Mensch sein.

Wenn Keller unter Bezugnahme auf einen Walter Scheidt behauptet, Ideologie sei Vorurteil und Biologie sei Nachurteil, irrt er sich hier zweifach: Bolten und Michelsen urteilen nach Kolonialismus und nach Auschwitz. Das Konzept der (menschlichen) Rasse dagegen war vor Auschwitz da und hat diese Todesfabrik geistig mit vorbereitet, wenn auch nicht jeder, der zuvor mit dem Wort »Rasse« umging, unbedingt ein Rassist gewesen sein muß. Wer darf aber danach noch urteilen, Anti-Rassismus sei eine törichte Ideologie?

Hans Peter Hansen

Krefeld

Konkret 08/97, S. 9

Hermann L. Gremliza

Goldige Linke

Wie in die Geschichte einer Zeitschrift, redigiert und verlegt von zuweilen mehr als verschiedenen Herausgebern, Chefredakteuren, Redakteuren, Autoren und Verlegern, Ordnung bringen? Ein Vorschlag: die vierzig Jahre KONKRET zu teilen in zwanzig Jahre vor dem »Deutschen Herbst« und zwanzig danach. Bis 1977 wäre KONKRET demnach ein Ort der publizistischen Entwicklung einer linken, außerparlamentarischen Opposition in der Bundesrepublik, ihrer Zuspitzung zur Rebellion, zur Militanz, zur Aufkündigung des staatlichen Gewaltmonopols gewesen, die zwanzig Jahre danach ein Nest, aus dem der Reaktion, der teils gewalttätigen, teils »gewaltfreien« Abschaffung solcher Opposition widerstanden wurde: der Jagd auf die Sympathisanten des Terrors und andere Feinde der »freiheitlich-demokratischen Grundordnung« (mit Berufsverboten, dem Entzug bürgerlicher Freiheitsrechte, neuen Gesetzen, Sonder- und Einsatzkommandos), wie den Einladungen an die entlaufenen Söhne und Töchter, sich mit dem Staat und der Gesellschaft ihrer Herren Eltern zu versöhnen, es werde ihr Schade nicht sein.

Die Umtriebe der Guerilla selbst, obwohl deren Heroine Ulrike Meinhof Chefredakteurin und wichtigste Kolumnistin von KONKRET gewesen war, hatte die Redaktion der Zeitschrift - hoch vom Stuhl des Klassenstandpunktrichters herab - einen »Bürgerkinderkrieg« genannt, damals. Und heute? Die Guerilleros haben, ganz wie in KONKRET erwartet, verloren, sie wurden eingemacht oder haben sich verlaufen. Manch verhinderter Sieger im Volkskrieg ist nach seiner Entlassung Regieassistent geworden. Sein Kritiker aber, des richtigen Wegs zur Befreiung der Unterdrückten und Beleidigten gestern wie heute sich wohl bewußt, ist vielleicht sein Regisseur, ein Professor auf Lebenszeit oder Herausgeber einer Zeitschrift für Politik und Kultur. Wogegen wenig zu sagen wäre, ließe das Scheitern des Chaoten manchen Mann der Partei des rechten linken Weges nicht so behaglich auf seinen eigenen Mißerfolg blicken. Die RAF, soviel steht fest, hat nicht verhindert, daß zwanzig Jahre nach ihrem blutigsten Gefecht ihr Feind, das von Hanns Martin Schleyer, dem einst höchsten SS-Führer im besetzten Prag sowie später, als Präsident von BDI und BDA, höchsten Führer der deutschen Unternehmer, ideal repräsentierte deutsche Kapital triumphiert und sein in zwei Weltkriegen verfehltes Ziel im dritten Anlauf erreicht. Haben die Gegner der RAF es verhindert? Viele haben es nicht einmal versucht, und die meisten sind irgendwann mitgelaufen.

Ehemalige Stalinisten, Autonome, Spontaneisten, Anarchisten, Maoisten, Trotzkisten, Marxisten, Leninisten, Straßenkämpfer, Hausbesetzer, kritische Theoretiker - wenn ihr Bundespräsident ruft, es müsse ein Ruck durch Deutschland gehen, stimmen alle ein. Im Rückblick auf vierzig Jahre, bei Lektüre ihrer Zeitschrift, läßt sich erkennen, daß es nicht Gorbatschow war, der den Anschluß der deutschen Linken ans teure Vaterland bewirkt hat, als er ihr den »Bezugsrahmen« nahm, sondern Vater Staat, und viel früher. Als der im Deutschen Herbst auf den Tisch schlug, war Schluß mit lustig und vorbei die Zeiten, da Bundeskanzler die Rebellen zum Marsch durch ihre Parteien baten oder Präsidenten und ExRegierende wie Gustav Heinemann und der Pastor Heinrich Albertz sich zur Buße vor den jungen Leuten gern mal ein wenig geißelten.

Bis zum Mord an Hanns Martin Schleyer hatte sich mit vielen über vieles reden lassen, über Gewalt gegen Sachen, institutionelle Gewalt, Gegengewalt. Der Anschlag auf Schleyer aber war ein Anschlag auf das ganze Deutschland, vertreten durch die BRD, die »klammheimliche Freude« des Mescalero über ihn war das letzte verlegene Kichern der angeherrschten Kinder am Familientisch der Nation. Dann hatten alle begriffen, daß ab sofort nur noch eine Opposition zugelassen sei, die weder das Gewaltmonopol des Staates in Frage stellte noch das Eigentum der Bourgeoisie.

Die Verwandlung in diese staatl. gepr. Opposition wollte camoufliert und das hieß: originell organisiert sein, laut, spontan und bunt, mit lauter ganzganz neuen Sachen, mit neuen sozialen Bewegungen und neuen Politikformen und einer neuen »AntiPartei-Partei« (A. Vollmer). Bis sie endlich, 1997, eine Form angenommen hatte, die es ihr erlaubte, vertreten durch die Fraktionen der SPD und der Grünen, den Antrag zu stellen, der Bundestag möge beschließen:

Der Deutsche Bundestag macht sich den Inhalt der Stellungnahme des Zentralbankrats der Deutschen Bundesbank zur Neubewertung der Gold- und Devisenreserven zu eigen.

Arm in Arm mit dem Zentralbankrat der Deutschen Bundesbank, so fordert die deutsche Linke ihr Jahrhundert an dessen Ende in die Schranken. Geblieben von linker Gesellschaftskritik ist nichts als ihre Persiflage, indem der Anführer der weiland Ökopaxe die Aufgabe der Opposition als Einsicht in die Notwendigkeit beschreibt, »daß sich gegenwärtig die Produktionsverhältnisse an die Entwicklung der Produktivkräfte anpassen«, man also da nichts machen könne, und das Ständchen, das er den Verhältnissen bringt, mit dem Jux beendet: »Soviel Marxismus muß sein!«

Wie auf seine Opposition kann sich der Staat seit 1977 auf seine Medien verlassen. Die »vierte Gewalt« - eine Phrase, von ihren liberalen Erfindern gedacht zur Beschreibung der Aufgabe, daß die Presse die drei Staatsgewalten: Exekutive,

Legislative und Jurisdiktion zu kontrollieren habe - wurde zur vierten Staatsgewalt, die die drei andern anfeuert und zu übertreffen sucht: höhere und längere Strafen verhängt als die Gerichte, eifriger nach Tätern fahndet als Polizei und Staatsanwalt, schärfere Gesetze (gegen Ausländer, Sozialschmarotzer, Drogenabhängige und andere Volksfeinde) formuliert als das Parlament und im Kriegsfall jubelt wie eine Propagandakompanie. Die vierte Gewalt hat sich als eine erwiesen, die keine staatliche Zumutung von Zensur (Nachrichtensperre, Sprachregelung) zurückweist und ihre Redaktionen selber von Verfassungsfeinden, Miesmachern und Stänkerern säubert. Auf den Fluren eines Landesamts für Verfassungsschutz ist, zwanzig Jahre nach dem »Deutschen Herbst«, mehr Kritik an Staat und Gesellschaft erlaubt als in einer liberalen Zeitungsredaktion.

Was also bleibt von der Opposition, der vierten Gewalt, der radikalen Kritik des Staats und der Gesellschaft? Verflogen sind die Illusionen, die auch in dieser Zeitschrift einst verbreitet worden sind - als etwa um 1970 die Ankündigung der Jungsozialisten, sie seien die SPD der achtziger Jahre, als Versprechen verstanden wurde statt als Drohung, ihre Vorsitzenden Roth, Voigt und Schröder würden bis dahin zu Klons der Herren Hesselbach, Börner und Schmidt heranreifen, wie die Grünen zur FDP der späten Neunziger und die PDS zu einem Bund der Vereinigungsgeschädigten. Opposition beginnt damit, diese Vereine nicht zu ihr zu zählen.

Bleibt KONKRET. Wenig genug? Die Zeitschrift erscheint in ihrem vierzigsten Jahr jeden Monat, jeder, der sie lesen will, kann sie am Kiosk kaufen oder abonnieren, jeder Autor, der etwas zu sagen hat (und es in Sätze bringt), in ihr zu Wort kommen. Das ist mehr, als zu erwarten ist - in diesem Deutschland zu dieser Zeit, rebus sic stantibus, wie Theo, mein ideeller Gesamtgymnasiast, sagen würde, den ich nun auch schon 23 Jahre auf dem Buckel habe.

Vorabdruck aus: Vorwärts! *Nieder! Hoch! Nie wieder! 40 Jahre KONKRET Eine linke deutsche Geschichte 1957-1997.* Hrsg. v. Hermann L. Gremliza (erscheint im August im Konkret Literatur Verlag)

Konkret 08/97, S. 10

Herrschaftszeiten

Wal 1

Monika Griefahn, die einmal gesagt hat, sie wäre gerne ein Wal, will, weil ihre Karriere als SPD-Umweltministerin in Niedersachsen diverser Affären wegen beendet scheint, nun in den Bundestag einschwimmen. Damit alles gut flutscht, tritt sie im Wahlkreis Hamburg-Harburg an, wo die Wähler auf Wale ebenso zu stehen scheinen. Jedenfalls hat die Mehrheit der Harburger in der Vergangenheit die Sozialdemokraten gewählt.

Bad boys

Haben sie oder haben sie nicht? Haben Helmut Schmidt und seine Krisenberater im Herbst 1977 über die Exekution der Gefangenen in Stammheim nachgedacht oder nicht? Haben sie gar zuschlagen lassen? »Liberale sind immer geneigt, ihren Liberalismus zu übertreiben«, hat der Ex-Kanzler nun dem Blatt erklärt, das er selbst herausgibt. Was zu beweisen war.

Wal 2

Wilma Glücklich, CDU-Hinterbänklerin im Bundestag, hat ihrer Lieblingsgazette »BZ« anvertraut, daß sie unglücklich ist: »Ich dachte 1994, wunder was ich da erreichen könnte, in wie vielen Themen ich etwas verändern könnte. Dabei dauert es schon, bis man sich in dem Riesenbetrieb zurechtfindet.« Der wortgewandten Volksvertreterin aus Berlin haben die Bonner Kameraden bislang gestattet, beim Naturschutzgesetz und beim neuen Bodenschutzgesetz mitzuarbeiten. Das hat die Wilma dann glücklich gemacht.

Schampus dem Sieger

Ob »im Ausland ein komplexes Technikprodukt wie das Automobil ohne Qualitätsverluste nach dem deutschen Reinheitsgebot« gebaut werden könne, ob »das Qualitätssiegel Made in Germany im übertragenen Sinn auch für die Auslandsfertigung deutscher Hersteller« gelte, ob »Qualitätsarbeit unabhängig vom Produktionsort immer Qualitätsarbeit« bleibe, fragt die »Zeitung für Deutschland« ihre Leser, wobei der »übertragene Sinn« der »Champagnerfrage« darin besteht, daß man trotz »deutschen Reinheitsgebots« sowohl mit »Ja« als auch mit »Nein« antworten darf

Bombardement

Bill Clintons Wahlkampfberater Richard Morris verrät, wie Demokratie funktioniert: »Woche für Woche haben wir das Publikum von Juli 1995 bis November 1996 mit Werbung bombardiert. In dieser Zeit haben die Zuschauer der 21 Staaten durchschnittlich 150 bis 180 Spots für Clinton oder die Demokratische Partei gesehen. Diese beispiellose Kampagne war der Schlüssel zum Erfolg.«

Herzsprung

30 Nazis saßen am Ufer des Parsteiner Sees und brüllten, statt die laue Juli-Nacht zu genießen, pausenlos »Sieg Heil« übers Wasser. Heinz-Georg Müller, der Bürgermeister des benachbarten Dorfes Herzsprung, hörte das Geschrei und eilte herbei. Um mitzufeiern. Die Skins zelebrierten den Geburtstag eines Kampfgefährten, der Bürgermeister seinen Hochzeitstag. Statt »Happy birthday« oder »Geh aus mein Herz und suche Freud« wurde »Wir sind das braune Bataillon« und »SA marschiert« gesungen. Irgendwann kam die Polizei und nahm die ganze Meute samt Bürgermeister mit. Am nächsten Tag erklärte der Bürgermeister: »Det gibt Dienstaufsichtsbeschwerde und Strafanzeige.« Von den Parolen und den Liedern habe er nichts mitbekommen, »nur einmal war was mit braunen oder grauen Kolonnen zu hören«.

Volkszorn 1

Das Bundesinnenministerium gab bekannt, daß in den ersten sechs Monaten dieses Jahres rund 52.600 Asylbewerber registriert worden seien. Damit habe sich, so der Innenminister, das neue Asylrecht bewährt. Die Zahl der Asylbewerber sei im Verhältnis zum letzten Halbjahr 1993 um rund 76,5 Prozent zurückgegangen.

Volkszorn 2

52.600 Asylbewerber sind hierzulande immer noch 52.600 zuviel: Die Zahl der »ausländerfeindlich motivierten Straftaten« sei, so das Bundeskriminalamt, im Mai wieder gestiegen. 175 Delikte habe man im Wonnemonat registriert. Im April waren es 159.

Volkszorn 3

Am 4. Juli 1997 titelt die Frankfurter Ausgabe der »BILD-Zeitung«: »Sonderpolizei jagt kriminelle Ausländer: Frankfurter finden's gut«. Der Frankfurter Markus Weyell erklärt dem Blatt: »Die Methode ist gut.« Am nächsten Tag wird die Geschichte fortgesetzt: »Sonderpolizei jagt kriminelle Ausländer: Auch die Ausländer sind dafür«. Beispielsweise die Polin Eva Zebrawski (32), »seit 8 Jahren hier«, meldet sich zu Wort: »Wer nur nach Deutschland kommt, um zu stehlen oder zu dealen, soll ausgewiesen werden. Das kostet ja unsere Steuergelder.« Was gilt die Wette, daß Frau Zebrawski die Erfindung eines Schreibtischtäters ist?

Gegen Vorurteile

Die Organisation Amnesty International stellt in ihrem aktuellen Bericht über Menschenrechtsverletzungen fest, daß die Übergriffe deutscher Polizisten auf Ausländer sich mehren. Mustafa K. beispielsweise wurde am 2. Juli 1996 von zwei Polizisten in seiner Wohnung schwer verletzt, weil er sich weigerte, einer Durchsuchung ohne Durchsuchungsbefehl zuzustimmen. Als K. den Zutritt verwehrte, sollen die Beamten ihn geschlagen und getreten, ihn gefesselt in einen Polizeitransporter geworfen und auf dem Weg zur Wache beschimpft haben.

Ein Verfahren gegen die Polizisten wurde eingestellt. Von einer »generellen Ausländerfeindlichkeit bei der deutschen Polizei« könne, ließ die Gewerkschaft der Polizei verlauten, »keine Rede sein«.

Deutschstunde

Die Bundesregierung hat die Aussiedler aus Rußland aufgefordert, ihre Deutschkenntnisse zu verbessern und nach der Übersiedlung nach Deutschland prinzipiell deutsch zu sprechen. Der Aussiedlerbeauftragte der Regierung, Horst Waffenschmidt (CDU), teilte weiterhin mit, 1997 würden rund 100.000 Sprachtests in den früheren Sowjetrepubliken durchgeführt. Etwa 30 Prozent der Teilnehmer fielen dabei durch und erhielten daher vorläufig keine Aufnahmegenehmigung.

Vergewaltigen fürs Vaterland

Irgendwann hat die Entwicklung der polnischen Gewerkschaft Solidarnosc darauf hinauslaufen müssen. Ihr Chef Marian Krzaklewski, inoffizieller Mitarbeiter des katholischen Geheimdienstes, will die minderjährigen Mädchen in seinem Land dazu zwingen, ihre Schwangerschaften auch nach einer Vergewaltigung auszutragen: »Nach der ersten Gewalttat noch eine zweite zu verüben, das ist Mord«, dozierte Krzaklewski im Radio, nachdem Papst Johannes Paul II. tags zuvor im polnischen Kalisz eine Predigt gegen die Abtreibung gehalten hatte: »Eine Nation, die ihre eigenen Kinder tötet, ist eine Nation ohne Zukunft«, womit der Kirchenfürst zu verstehen gab, daß ein Vergewaltiger durchaus für die Zukunft seiner Nation tätig ist.

Gemeinsam sind wir stark

Innerhalb einer Woche werden vier »Elefantenhochzeiten« (»Handelsblatt«) gefeiert: Lockheed und Northrop schließen sich zum zweitgrößten Rüstungskonzern der Vereinigten Staaten zusammen, die Versicherungsgesellschaften »Victoria/DAS« und »Hamburg-Mannheimer/DKV« fusionieren zum zweitgrößten Versicherungstrust Deutschlands. Auch die »Berlin-Kölnische« und die »Gothaer« bilden einen Verbund. Bertelsmann und Kirch spielen ebenfalls ein bißchen Monopoly und bauen die größte mediale Zweckgemeinschaft der Welt auf Was macht die Politik bei all der Konzentration ökonomischer Macht? Ein Satz von Franz L. Neumann zur Erinnerung: »Der Apparat des autoritären Staates verwirklicht die juristischen Forderungen der Monopolisten am reinsten.« Aus: »Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft«, in: »Zeitschrift für Sozialforschung«, Bd. VI, 1937, Heft 3.

Asozial

Eine neunköpfige Familie aus Berlin wollte im vorigen Jahr in eine rund 150 Quadratmeter große Sozialwohnung im nicht mehr roten Wedding einziehen und beantragte die Übernahme der Miete durch das Sozialamt. Das Verwaltungsgericht hat der Familie vorgerechnet, daß nach den gesetzlichen Bestimmungen nur 145 Quadratmeter zulässig sind. Zudem sei die Miete der Wohnung zu teuer. Die verlangten 13,02 Mark pro Quadratmeter könnten nicht bezahlt werden, da die Grenze bei 11,99 Mark pro Quadratmeter liege. Die Antragsteller, so das Sozialamt, müßten sich um eine kleinere und billigere

Wohnung bemühen. Eventuell in den Ostbezirken.

Deutschland und die Welt

Zwei Leserbriefe in der »Welt« vom 8. Juli 1997. Leserin Brigitte Bielke schreibt: »Müssen nicht über 200 sogenannte Antifa-Gruppen in Deutschland ständig neue >Faschisten<, neudeutsch >Rechte< genannt, produzieren, um ihre Daseinsberechtigung nachzuweisen?« Anwort: nein. Wilfried von Koerber zum Beispiel ist so frei, der »Welt« Folgendes mitzuteilen, ohne doch zu wissen, was die Antifa überhaupt ist: »Der Appell an den Gemeinsinn unseres Volkes, wenn es nottut, oder auch die verantwortungsbewußten >Preußischen Tugenden< haben viel zur Bedeutung Deutschlands und der Deutschen in der Welt beigetragen.«

Carsten Otte

Deutschland vor dem Ende?

Was ist denn da eigentlich zur Zeit im bayerischen Städtchen Hof los? Vom kommunalen Theaterbetrieb hört man nichts, die Bierproduktion macht keine Fortschritte, und die Straßenreinigung arbeitet tadellos. Gegner der deutschen Einheit erkannten die Situation und holen deshalb jetzt, nach sieben Vereinigungs-Jahren, die nichts als Ärger einbrachten, zum Gegenschlag aus. Wie »Bild am Sonntag« berichtet (6.7.97), haben Unbekannte »ausgerechnet in der Stadt, in der am 5. Oktober 1989 rund 2.500 Menschen die Ankunft der DDR-Flüchtlinge aus der Prager Botschaft frenetisch gefeiert« hatten, ihre Auffassung über die prinzipielle Unvereinbarkeit beider deutscher Partialpopulationen zum Ausdruck gebracht, und zwar pointiert: mit Protestschreiben, die sie hinter die Scheibenwischer von ostdeutschen Kraftwagen klemmten, welche es wagten, die deutschethnische Demarkation zu mißachten.

Werner K. beispielsweise, vogtländischer Gastwirt, fand nach dem Einkauf an seinem PKW einen hektographierten Zettel vor, der ihn schier aus der Fassung brachte, »Hallo Ossis! Es ist an der Zeit, Euch mal zu sagen, was die Wessis von Euch halten«, las er mit stockendem Atem, »besser wäre es, wenn Ihr Euch aus eigener Kraft aus Eurem hinterlassenen Saustall herausarbeitet.« Was muß der Mann auch in Hof shoppen gehen!

Nicht ganz zu Unrecht traf den sächsischen Imbißbudenbetreiber und Mercedesfahrer Steffen M. fast der Schlag, als er der lange verschwiegenen Wahrheit ins Gesicht blicken mußte: »Hinter Eurer Arroganz versteckt Ihr Eure grenzenlose Dummheit.« Elektromeister Bernd H. wiederum fand ein argumentativ mehrteiliges Flugi: »Erstens habt Ihr gar nichts zu fordern, sondern das Maul zu halten«, zweitens sei er von »Verkommenheit« gezeichnet, und drittens habe es sich bald mit Spritztouren in den Westen, die Mauer würde nämlich wieder hochgezogen, »es fänden sich viele Freiwillige«.

Pardauz und Feuerstein! Es kracht im Gebälk des deutschen Hauses, die Gemüter sind erhitzt. »Verzweifelt« sei Hofs Oberbürgermeister Dieter Döhla, meldet »BamS«, daheim reibt er sich jedoch die Hände ob so viel Zunders unterm Dach. »In Wirtshäusern und auf den Straßen, überall wird über das Thema diskutiert«, gibt er denn auch zu, und eine Aktionsstaffel zur Ankurbelung des Ost-West-Konflikts hat man bereits ins offene Feld geschickt. Wir erwarten stündlich erste Meldungen.

Die Vorbereitungen zum Gegenschlag laufen auf Hochtouren: Bierdeckel mit dem Schriftzug »Ihr könnt jammern, wir werden siegen!« sollen über Bad Salzungen abgeworfen werden, Guerillatruppen den Jammerbeuteln die Luft rauslassen. Trümmer von Landfrauen heben an der ehemaligen Staatsgrenze Löcher aus - fragt sich nur, wozu?

Wer das für übertrieben oder gar erlogen hält, sollte sich vor Augen führen, daß die Hofer Staatsanwaltschaft gegen den Hofer Zettelverteiler wegen »Volksverhetzung« ermittelt und ein gewisser sächsischer Landtagsabgeordneter namens Heinz Eggert droht, die »Opfer der Haßkampagne«, die an Nerv und Seele Verstümmelten zu rächen: »Die Täter sollten an den gesamtdeutschen Pranger gestellt werden.«

Schon mehren sich auch jene Stimmen, die eine bayerisch-thüringische Treibjagd mit Bratwurstgericht und Schweinespießrutenlaufen fordern. Eine Gruppe namens »Freunde der offenen Worte« kündigt ihrerseits unerbittliche Wortgefechte und Vorurteilsschlachten an, »um zu retten, was noch zu retten ist«, wie »BamS« bänglich kommentiert.

Wir fragen uns bei alledem: Explodiert Deutschland bald?

Jürgen Roth

Konkret 08/97, S. 12

Rayk Wieland

Die Larve

Porträt des »Sonderbeauftragten der Bundesregierung für die personenbezogenen Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR«, Joachim Gauck

1

I enjoy what I am doing.

Joachim Gauck, 1997

In unserem ganz normalen Menschenleben wird geliebt, werden Kinder geboren, hat man berufliche Erfolge und gibt es wunderbare Berge und die wunderschöne See und Moore und Heide. In den Worten von Joachim Gauck, dem Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR, klingt das freilich etwas romantischer: »In unserem ganz normalen Menschenleben wird geliebt, werden Kinder geboren, hat man berufliche Erfolge und gibt es wunderbare Berge und die wunderschöne See und Moore und Heide. Das klingt ein bißchen romantisch, das Leben ist aber manchmal so.« Anlaß dieser famosen und freimütigen Konfession waren die »Akademiegespräche«, eine Veranstaltung des Bayerischen Landtages und der Akademie in Tutzing im Februar dieses Jahres. Thema seines Vortrags: »Wem nützt die Auseinandersetzung mit der Diktatur?«

In gleicher Sache und an gleicher Stelle aber hatte Gauck auch genau ein Jahr zuvor das Wort ergriffen. Der Titel seiner »Weiße-Rose-Gedächtnisvorlesung« an der Ludwig-Maximilians-Universität München lautete hier: »Unterwerfung, Anpassung, Widerstand - Anmerkungen zum Leben unter totalitärer Herrschaft«. Und, siehe, damals hatte Gauck schon einmal das Thema am Wickel und frug aber diesmal: »War die Helle über Meer und Strand, Bodden, Feld, Wald, Dorf und Stadt nicht vielleicht deshalb so eingeprägt in meine Kindheits- und Jugenderinnerungen, weil alle Schönheit inmitten einer bösen und bedrohlichen politischen Umwelt existierte und offensichtlich der angestrengten Kinderseele Tröstung und Überlebensmittel war?«

Ein weiteres Jahr früher wiederum hatte sich Gauck im Zeitungsinterview der Helle über dem Gelände der Kindheit gar nicht mehr entsinnen können, sondern statt dessen nur heftiges Fernweh erinnert, entweder Richtung Hawaii oder wahlweise nach Capri: »Denken wir als Ältere an die Zeit nach dem Kriege: Irgendwann haben wir uns heftig nach Hawaii fortgesehnt und nach Capri« - nach Capri, wo die rote Sonne im Meer versank? -ja sicher: »nach Capri, >wo die rote Sonne im Meer versank<«.

Überzeugender als Joachim Gauck kann man die 1989 erkämpfte und gewonnene Meinungsfreiheit schlecht beanspruchen: In nur zwei Jahren leistet er sich drei Meinungen zum Paradiesbonus des hiesigen und aushäusigen Daseins, die zudem mit einer für einen ehemaligen Pfarrer der ehemaligen DDR überaus respektablen Anspielungsdichte aufwarten. Die sich teils ergänzen, teils widersprechen und in summa aber offenbar ein durchschlagendes Lebensthema variieren: den Kampf des Wunderbaren mit dem Bedrohlichen, des Normalen mit dem Schlimmen und des Bewahrenden mit dem Entweichenden, kurzum: des Schönen mit dem Bösen bzw. der Freiheit mit der Erbsünde. Es sind dies eigentlich keine richtigen Wichtigkeiten, aber im wesentlichen die politischen Vokabeln, mit deren Hilfe es Joachim Gauck zum Superstar der DDR-Bürgerrechtsbewegung gebracht hat, zum in der Tat einzigen, dem es gelungen ist, sich an der Spitze der großdeutschen Politik zu etablieren. Seine Behörde, seit 1990 tätig, zählt rund 3.000 Mitarbeiter, die im Laufe ihrer Mitarbeit ca. 2 Millionen Stasi-Akten »erschlossen« und mehr als 650.000 Menschen »evaluiert« bzw. »gegauckt« haben - »eine notwendige Drecksarbeit, die zu tun ist«, wie Gauck selber eingesteht.

2

Schon im Alter von zehn Jahren wußte ich, daß der Sozialismus ein Unrechtssystem war.

Joachim Gauck, 1991

Schon im Alter von neun Jahren, bekannte G. später habe er gewußt, daß der Sozialismus ein Unrechtssystem war.

Munzinger Archiv

Was Gauck umtrieb, bevor er als »Revolutionspastor«, Volkskammerabgeordneter des Neuen Forums und schließlich Bundesbeauftragter in Erscheinung trat, ist nicht leicht zu eruieren. Seine eigenen Auskünfte hierzu sind zwar pittoresk, aber insgesamt dürftig, so daß man wohl oder übel auf die Unterlagen zurückgreifen muß, welche die Stasi seinerzeit über

ihn im Operativen Vorgang »Larve« angelegt hat. Sie sind allerdings, nachdem Gauck 1990 Gelegenheit hatte, seine weder numerierten noch plombierten Akten allein einzusehen und ggf. zu sortieren, nicht mehr so aussagekräftig, wie sie u. U. sein könnten. Zu diesem Fall hat Joachim Gauck selbst mißverständlich Stellung genommen: In der WDR-Sendung »Gespannt auf ... « behauptete Gauck 1995 ohne Zögern, es seien, als er seine Akte eingesehen habe, »viele Leute« dabeigewesen; auf einer Pressekonferenz 1991 im IPZ hatte er hingegen offen bekannt, seine Akten »in einem auch den anderen Archivmitarbeitern zugänglichen Raum allein eingesehen« zu haben, und dies »nicht ungewöhnlich« gefunden.

Seine Vita, in Kürze, ist die: 1940 in Rostock geboren, wuchs Gauck in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf. »Anständig, ehrlich, nicht faul sein, immer zu seinen Fehlern stehen - das gaben ihm«, dem »FAZ-Magazin« zufolge, »seine Eltern als Lebensziel mit.« 1949 erlebte er, am Geburtstag seiner Großmutter, die Verhaftung seines Vaters durch die sowjetische Geheimpolizei, angeblich wg. einer auf dein Dachboden des Hauses aufgefunden Fachzeitschrift für Nautik. Das prägte ihn tief - »abgrundtief« - »das Gefühl, wir sind jederzeit wegnehmbar«. 1958 mußte er, weil ihn »vor allem das Philosophische interessierte«, er aber dafür keinen Studienplatz erhielt, evangelische Theologie studieren, wurde 1967 ordiniert und arbeitete bis 1989 als Pfarrer. Auf »der Suche nach Wissen, Wahrheit und Orientierung« erfüllte ihn das seelsorgerische Amt voll als »aufmerksame Begleitung von Mitmenschen«. So weit, so wacker.

In den achtziger Jahren leitete Gauck die Kirchentagsarbeit in Mecklenburg und baute in seine Predigten allerhand Zitatwerk von Rosa Luxemburg und Martin Luther King ein sowie Texte des Propheten Amos. Er sorgte sich darum, daß das »menschliche Gesicht des Sozialismus« nicht klar genug zu erkennen und daß die »Internationale«, wenn sie auf den Festen der Herrschenden erklinge, zu einem »entleerten Ritual« verkommen sei. »Erschütterung, Wut und Schmerz«, schreibt die »FAZ«, »hat er dabei nicht verheimlicht.«

3

Wahrheit macht frei.

Joachim Gauck, 1996

Vor der Wahrheit kommt die Wahrnehmung.

Joachim Gauck, 1991

Kaschiert hat er etwas anderes, nämlich seine Kontakte zur Staatssicherheit, die sich in dem erwähnten Operativen Vorgang »Larve« niederschlug. Der Kasus, der 1991 ohne größere Beachtung durch die Presse ging, sei hier zur gefälligen Beachtung noch einmal kurz dargestellt.

1988 informierte Gauck die Staatssicherheit über den Verlauf des Kirchentags in Rostock. Im Gespräch bemerkte er u. a., wie das im folgenden zitierte Protokoll von MfS-Hauptmann Terpe festhält, daß 60 Prozent der Mitarbeiter entlassen werden müßten, damit das MfS, effektiver arbeiten könne, und freute sich über den auf einem »hohen Niveau« geführten Dialog zwischen Marxisten und Christen. Des weiteren äußerte er seine Sorge darüber, daß die »positiven Zielsetzungen, die die sozialistische Gesellschaft in der DDR hat«, nicht erfüllt würden und daß »ein Großteil der DDR-Bürger ein devisenorientiertes Konsumdenken besitzt, das schon seine ideologischen Spuren bei den Menschen hinterlassen« habe. Außerdem fand sich Gauck bereit, »dahingehend wirksam zu werden, die ihm bekannten Übersiedlungsersuchenden durch Gespräche, mehrmalige Gespräche zu beeinflussen, damit sie in der DDR bleiben«. Daraufhin wurde Gauck »gedankt für seine Initiativen, für seine langfristig gute Zusammenarbeit und Durchführung des Kirchentages, ihm wurde auch gedankt für seinen hohen persönlichen Einsatz, und dieser Dank wurde vom Mitarbeiter nicht nur aus persönlichen Gründen vorgebracht, sondern ihm wurde auch deutlich zu verstehen gegeben, daß dieser Dank seitens des MfS an Gauck ergeht«.

Abschließend schätzte Gauck ein, daß ihn der Besuch des MfS in seiner Wohnung »im Ergebnis dieses Gespräches angenehm überrascht habe, daß der Inhalt dieses Gespräches ihn dazu veranlassen wird, seine Haltung zum MfS zu überdenken«, und führte wiederholt aus, daß es »für ihn und auch für das MfS ... dringend notwendig sei, die Attraktivität des Sozialismus entscheidend zu steigern«, woraufhin ihm versichert wurde, daß der von ihm beantragten Einreise seiner in die BRD übergesiedelten Kinder - ein absolutes Novum in der DDR - »durch die zuständigen staatlichen Stellen zugestimmt wird«. Der Notwendigkeit, »bei einem konkreten Anlaß« ein weiteres Gespräch zu vereinbaren, stimmte Gauck zu, und in der »Operativen Auswertung« vermerkte das MfS, daß Gauck im Gesprächsverlauf »keine Zurückhaltung gegenüber dem Mitarbeiter erkennen ließ ... und das Gespräch von gegenseitiger Akzeptanz charakterisiert« war, und schlug abschließend vor, »den OV >Larve(zu archivieren und einen IM-Vorlauf anzulegen«.

Wie mit derlei Aktenvermerken umzugehen sei, hat Gauck wiederholt dekretiert: »Wir haben die Sicht des MfS wiederzugeben«, sagte er z.B. im Interview mit der »SZ« 1995. »Niemand erwartet in Akten die `Wahrheit.« Festzustellen sei aber, daß auch »in strittigen Fällen kaum jemand die in den Akten festgehaltene Zusammenarbeit mit dem MfS

bestreitet«. Einer dieser wenigen ist freilich er selbst. Mehrfach hat Gauck erklärt, daß es über ihn keinen »IM-Vorlauf« gebe (»Die Behauptungen, es gäbe über mich einen IM-Vorlauf, sind unwahr ... Ein IM-Vorlauf wurde über mich nie angelegt«, Gegendarstellung im »ND«), sondern lediglich eine »Opferakte« - und mehrfach laviert. Denn die dubiose und rechtsstaatlich nicht eben glorreiche Unterscheidung in Täter- und Opferakten wurde erst durch die Gauck-Behörde, Jo. Gauck himself, eingeführt.

Nachträglich zu erklären, welche Regeln des Handels geboten waren und welche ihn bestimmten, seine Tätigkeit mit der Staatssicherheit zu koordinieren, dürfte ihm indes schwerfallen, hatte er doch selber einst klargestellt: »Ich will mir aber heute nicht von der Minderheit der IM in der Kirche bzw. denen, die auf andere Weise zu verständnisvoll und hilfsbereit waren, erklären noch nachträglich bestimmen lassen, welche Regeln des Handelns damals geboten waren.« So mußte Gauck zu seiner Verteidigung ein schon wahrlich rabulistisches, quasi jesuitisches Argument anführen. Den Vorwurf, er habe unter dem Decknamen »Larve« für die Mielke-Truppe gearbeitet, entkräftete er mit dem Hinweis, daß es in der für Kirchenobservierung zuständigen Hauptabteilung XX/4 eine »Ausnahmeregelung« gegeben habe, wonach in »seltenen Fällen Personen ohne ihr Zutun von der Stasi zum IM gemacht« worden seien. »Das Nichtwissen um die eigene Mitarbeit stand dann in der Akte drin. ... Wenn das nur 13 Personen unter 100.000 betraf, dann ist dieser Tatbestand für die 13 so wichtig, daß ich das nicht verschweigen kann.«

Gewiß. Einer weniger, wäre anzumerken, blieben zwölf. Mehr hatte auch Christus nicht an seiner Seite.

4

Ob ich noch einmal Pfarrer werde, weiß ich nicht. Ich kann mir ebensogut vorstellen, mich als Ostdeutscher in der Politik bemerkbar zu machen.

Joachim Gauck, 1997

Anfang 1990 war G. als aussichtsreicher Anwärter für das Amt des Rostocker Oberbürgermeisters im Gespräch, lehnte die Kandidatur aber mit dem Hinweis auf die Verbundenheit mit der mecklenburgischen Kirche ab.

Munzinger Archiv

Als diese Selbstverstrickungen 1991 bekannt wurden, wäre Gaucks politisches Schicksal wohl entschieden gewesen, hätte nicht der damalige Bundesinnenminister Schäuble ihn seiner Solidarität versichert. Mit Gaucks Amtsenthebung wäre die gesamte »Reeducation« (Gauck) der DDR-Bevölkerung unter dem alleinigen Kriterium ihrer Stasitäter-/Opferdichotomie undurchführbar geworden. Eine komfortable Koalition von Bedenkenträgern aller politischen Parteien, darunter Weizsäcker, Süssmuth, Geißler, Ullmann, Schorlemmer etc. pp., hatte sich bereits, wg. Gefährdung des inneren Friedens resp. der inneren Einheit, vehement dagegen ausgesprochen: »Wir sind nicht die Richter.« Andere forderten wiederum, daß ebenso die Akten von BND und Verfassungsschutz nun jedermann zugänglich gemacht werden müßten - eine naive, jedoch nicht unsinnige Forderung, die freilich die Auflösung auch dieser Dienste bedeutet hätte. Gauck aber, der Bundesbeauftragte, erblickte in derlei Ansinnen eine unzulässige »Relativierung« - BND und Verfassungsschutz seien demokratisch legitimierte und kontrollierte Organisationen - und sah keine Veranlassung, den eben erst errungenen Spitzenjob gleich wieder abzugeben. Zumal er ihm Gelegenheit bot, bei seinen Auftritten den lange erprobten, zu DDR-Zeiten allerdings noch ziemlich rot eingefärbten Pastoren-Sermon in eine leuchtende Apologie der Gegenwart zu transformieren, in einen unerschütterlichen Pauschalvoluntarismus, dessen fade Grundelemente sind: -

die Erinnerung an das Schreckensregime des DDR-Staates: »Wie es scheint, haben wir in der DDR Franz Kafkas Vorstellung von der unheimlichen Bedrohung des Menschen durch anonyme, allgegenwärtige Mächte noch übertroffen«; -

die Idealisierung des Wendegeschehens, als das Volk der DDR sich auch von perfideren Tricks der Staatsmacht nicht einschüchtern ließ: »Es war ziemlich ungemütlich in Plauen. Gummiknüppel, Polizeihubschrauber und die Feuerwehr wurden als Wasserwerfer zweckentfremdet«; -

den positiven nationalen Bezug: »Man muß ja die Liebe zum Gemeinwesen nicht an der mißbrauchten Liebe, die in unserem Land so oft grassierte, zur Heimat, zur Scholle definieren. Vielleicht ist es an der Zeit, diese altmodischen Wörter und ihre Inhalte neu zu bestimmen«; -

die Gleichstellung der »braunen und roten Diktaturen« in Deutschland hinsichtlich ihrer Effekte - der »Prägung der Menschen« -, wobei der NS-Zeit noch zugute gehalten wird, daß sie nur zwölf und nicht vierzig Jahre währte: »Die Diktaturen, wie sie auch heißen, welcher Ideologie sie auch anhängen und welche Fahnen sie auf ihren Türmen aufziehen, machen mit den Unterworfenen, mit dem normalen Volk das gleiche: Sie verwandeln fortwährend den Bürger in den Untertan«; -

die damit verknüpfte Unterstellung, daß Antifaschismus nur dann glaubhaft sei, wenn er mit einem »wahren, authentischen Antikommunismus« einhergehe: »Ich bin von Herzen Antifaschist, aber Sie werden es mir nur dann glauben, wenn Sie

auch spüren, daß ich aus Anstand und Moral und aus Wissen Antikommunist bin«; -

die Lobpreisung der Geschichte der Bundesrepublik. »Sie haben hier im Westen Traditionslinien, auf die ein deutscher Demokrat nun wirklich stolz sein kann. Sie hier im Westen haben in gemeinsamer Bemühung eine so lange Phase von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Friedfertigkeit organisiert, daß eigentlich jedes Jahr am 3. Oktober ein Tedeum fällig wäre«; -

die hierdurch erwiesene geglückte Aufarbeitung der NS-Gesellschaft, mit der die gesamtdeutsche Gegenwart nichts mehr verbinde: »Ich kann deswegen auch nicht verstehen, warum wir die Traditionslinien dieses von mir so gepriesenen demokratischen Gemeinwesens in die nationalsozialistische Vergangenheit ziehen«; -

die Vor- und Leitbildfunktion, die gegenüber ihren noch zu domestizierenden ostdeutschen Untertanenmenschen den westdeutschen Citoyens zukomme: »Ich stellte sie mir als Lehrer in Zivilcourage für eine Bevölkerung vor, die niemals gelehrt worden ist, solches zu tun«; -

und, den Schlußstein zu setzen, die finale Apotheose und ADAC-Idealisierung des real existierenden Kapitalismus, wo auch die Ostdeutschen sich nicht grämen müßten, wenn ehemalige Parteikader als Immobilienhändler im Jaguar vorfahren, sondern Trost bei der Erkenntnis, daß »gute Menschen heute nicht prinzipiell daran gehindert werden, gutes Geld zu verdienen«, empfinden: »In welchem Land haben die guten Menschen das gute Geld und die guten Autos! «.

Weitere Zutaten sind Allensbach-Umfragen. Pro Rede und Vortrag je eine Erwähnung von Hannah Ahrendt und ein Zitat von Vaclav Havel (»Die Macht der Mächtigen kommt von der Ohnmacht der Ohnmächtigen«). Plädoyers für Zivilcourage, Mut, Beunruhigung und die Nähe der Beunruhigten, die zu suchen sei, in die man aufzubrechen habe. Und eine Sentenz, die Gaucks frei galoppierende Formulierungskünste stets aufs neue und albernste herausfordert und geht: »Keine Nacht der Diktaturen war je so schwarz, daß alle Bürger gleichermaßen katzengrau geworden wären«, oder mitunter so: »Die Nächte der Diktatoren waren nie schwarz genug, um alle Katzen grau zu machen«, oder aber auch, in der reflektierten Langfassung, einmal so: »Wenn wir wirklich gelebtes Leben ernst nehmen, werden wir immer wieder der einfachen Wahrheit, daß bei Nacht alle Katzen grau sind, den zweiten genaueren Blick gönnen, der das Gegenteil feststellt« - nämlich daß gar nicht alle Katzen nächtens grau und nicht das Gegenteil von grau sind, sondern, wie ein dritter Blick zeigte, alle Kühe, und auch nicht grau, sondern, »wie man zu sagen pflegt«, schwarz, jedenfalls Hegels Vorrede der *Phänomenologie des Geistes* zufolge, in welcher die »Naivität an Erkenntnis«, die dies überhaupt vorauszusetzen beliebt, zur Sprache kommt.

Der Rest: Platitüden, Nonsense-Sätze und Stilblüten sonder Zahl. In seinem demagogischen Bedürfnis, auf eine emotionale Ebene mit seinen Zuhörern zu kommen und sie zu korrumpieren, ergießt er einen kruden, bisweilen skurrilen Gedankenbrei über das Auditorium und verklebt alles zu einer zähen Monströsität. »Liebe Landsleute aus dem Osten, lassen Sie uns«, beginnt er in Weimar seine »Rede über Deutschland«, »zurückgehen ... , ich muß das einfach, um auf eine emotionale Ebene mit Ihnen zu kommen. Lassen Sie uns zurückgehen, an den Oktober 1989 denken, noch nicht an den November. Jene Zeit des Lachens und des Weinens von uns, den Hartgesottenen, jenes Erleben in uns noch einmal wach werden lassen, das ein so verwirrendes Ineinander von Saat und Ernte sein sollte.«

Noch Verwirrenderes wird wach, wenn seine Lieblingswörter »Mitgift« oder »Species« mit von der Partie sind und es, alle Menschen betreffend, beruhigend heißt: »Es gehört nämlich zur Mitgift der Species Mensch, daß er auch anders kann, als als Untertan zu leben«, und dann doch wieder Ausnahmen gemacht werden: »Intellektuelle, wir wissen es längst, sind die Angefochtensten unter der Species Mensch. Nicht, daß sie >schlechter< wären als ihre Zeitgenossen, sondern daß sie ihre Fehler, Schwächen, ihr Versagen und ihre Schuld verbergen können hinter oft kunstvollen Systemen, das macht sie doch wohl so versuchlich und ist Ursache besonderer Gefährdung.« Solange es jedoch jenseits der Hoffnung noch Hoffnungsgründe gibt, kann keine Trauer sein: »Neben aller Trauer über den langen Schlaf der Vernunft, wie der Freiheitsliebe gibt es also Hoffnungsgründe, jenseits der Hoffnung auf kluge Menschen, die uns die Welt deuten.« Genau.

»Schluß-Punkt-Aus« (Gauck): Der Mann weiß nichts, kennt nichts, kann keinen einzigen geraden Satz aufsagen und ist, wg. seines vormaligen Daseins als »Larve«, sowieso befangen, erpreßbar, unaufrichtig, unglaubwürdig und beschränkt genug, den Bundesbeauftragten für die 180 Kilometer von Akten zu geben, die seit sieben Jahren über Wohl und Wehe von Millionen Menschen, vornehmlich DDR-Bürgern, entscheiden. Und wird's vermutlich noch bis ins 2 1. Jahrhundert hinein munter weitertreiben. Sein pastorales Weltbild, dem einzelnen, der nicht den Mut hatte, »Nein zu sagen«, »Citoyen zu sein«, »die Begeisterung zu verweigern«, alle Schuld und Sühne, Buße und Bürde, Reue und Rache aufzuladen, sowie seine nach »Freiheit, Recht oder Gott« - und jetzt Achtung - »>wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser< suchende Sehnsucht« prädestinieren ihn wie keinen andern zum Blockwart der deutschen Vereinigung, der er ist und der es versteht, zur rechten Zeit die rechten historischen Parallelen zu ziehen.

»Warum eigentlich«, ruft er 1994 in seiner Rede »Über Deutschland« aus, »hat mir niemand von den rund zweitausend Juden erzählt, die im Berlin der Nazi- und Kriegszeit den Schrecken überlebt haben? Da müssen doch nicht nur ein oder zwei, sondern Hunderte, vielleicht gar Tausende von Helfern in Berlin gelebt haben« - die Gauck, nein: nicht anzeigen,

sondern ehren und auszeichnen möchte und die das Deutschland in den Grenzen von 1997 so gern als Gewährsmänner seiner neuen weltfriedensstiftenden Rolle an seiner Seite hätte.

Ja, warum eigentlich? Vergessen wird man sie nicht haben.

Ein einziges Mal nur, und damit Feierabend, hat Gauck, jedenfalls nach der Lektüre von 180 Millimetern Reden, Vorträgen, Aufsätzen und Erklärungen, einen Sachverhalt richtig getroffen und adäquat zum Ausdruck gebracht, auch wenn er's eigentlich wieder ganz anders meinte. Doch die von ihm so oft gedengelte Sprache behielt unter der Hand diesmal die Oberhand - als er schrieb: »Was Erich Loest, Rainer Kunze, Freya Klier, Jürgen Fuchs oder Wolf Biermann in Worte fassen konnten, ruht bei vielen immer noch unbewältigt als Stein in der Seele.« Stimmt. Und was er, Gauck, in Worte fassen kann, ebenso. Nur ruht's leider nicht, sondern röhrt eher wie ein Hirsch. Gauck - unbewältigt als Hirsch in der Seele? Frisches Wasser, bitte.

Konkret 08/97, S. 15

Gerhard Henschel

Der Kuchen sollte schmecken

Markus Wolf hat seine »Erinnerungen« aufgeschrieben, aber nicht viel mehr verraten als seine Abneigung gegen Buchweizengrütze

Auf dem Schutzumschlag seiner Memoiren hält Markus Wolf gleich zweimal den dramatisch umschatteten Kopf hin. »Jahrzehntelang nannte man ihn den >Mann ohne Gesicht<. Jetzt erzählt Markus Wolf, der legendäre Leiter der DDR-Auslandsaufklärung, erstmals seine persönliche Geschichte und die seines Dienstes: ein Buch, das zu den Klassikern der Spionageliteratur zählt«, prahlt der Verlag. Es ist schon reichlich kühn, ein Buch zum Klassiker zu erklären, bevor auch nur die Erstauflage ausgeliefert ist. Geradezu tollkühn wirkt das Urteil, wenn man die Autobiographie des legendären Mannes mit dem nachgereichten Gesicht gelesen hat: »Charakteristisch für die Sandinisten war auch, daß fast jeder von ihnen Schriftsteller war, wenn nicht gar Dichter. Tomás Borge machte da keine Ausnahme. Er hatte eine faszinierende Ausstrahlung in der intellektuellen Debatte, war aber auch unschlagbar beim Wettschwimmen in der malerischen Lagune Jiloa ... «

Markus Wolfs private Auslandsaufklärung gibt Aufschluß über das Schwimmtalent des nicaraguanischen Innenministers und über die Naturwunder Kubas. Dort konnte sich Wolf »dem Zauber der Natur auf dieser wunderschönen Insel nicht verschließen: den wechselnden Farben des Himmels vom zarten Gelb und Rosa am Morgen über das strahlende Blau des Tages bis zum samtenen Schwarz der Nacht ... «

Das kommt dabei heraus, wenn ein Spionagechef seine schriftstellerische, wenn nicht gar dichterische Ader entdeckt Ins Wort erlöst hat Markus Wolf nicht nur das samtene Schwarz der - kubanischen Nacht, sondern auch den »Spion am Busen des Kanzlers«, die »verkrustete Macht« und die »sprichwörtliche Stecknadel«. Als Kind, in Moskau, war Wolf »auf Gedeih und Verderb der Hofbande zugehörig«. Später hat er seine Mitarbeiter nach eigener Aussage »auf Herz und Nieren« geprüft. Ein bestimmtes Dokument war »Wasser auf den Mühlen unserer Führung«, und 1961 hat Chruschtschow »Ulbrichts Wünschen, an der Schraube des freien Zugangs nach West-Berlin zu drehen, einen Riegel vorgeschoben« - all das Wasser auf die Mühlen des Riegels vor der Schraube kann dem unbefangenen Leser an die sprichwörtlichen Nieren gehen. Auf Gedeih und Verderb.

Das Wort hat wieder Markus Wolf»Verrat ist Gift für jeden Nachrichtendienst.« Darauf wäre man auch von alleine gekommen, ohne - Recherchen in malerischen Lagunen vornehmen zu müssen. Darüber hinaus weiß Wolf wie weiland Sokrates, daß er eigentlich überhaupt nichts weiß noch wußte: »Sämtliche westliche Geheimdienste traf der 13. August so unvorbereitet wie meinen Dienst.« Auch über die mysteriösen Begleitumstände der Enttarnung seines Spions Guillaume weiß Wolf so gut wie nichts: »Ende Mai wurde der damalige Innenminister Genscher informiert, der daraufhin Brandt informierte - aber wie und in welchem Umfang, das bleibt bis heute ein Geheimnis.« Obwohl er längst enttarnt war, verweilte Guillaume noch monatelang an der Seite des Kanzlers, »und es bleibt mir ein Rätsel«, schreibt Wolf, »wie Genscher so etwas zulassen konnte«. Ende der 70er Jahre veröffentlichte »Der Spiegel« das Manifest eines »Bundes Demokratischer Kommunisten« aus der DDR, und Erich Mielke hegte den Verdacht, daß der HVA-Mitarbeiter Hermann von Berg dahintersteckte. Markus Wolf teilt dazu mit: »Wie das ominöse Manifest in die Welt gesetzt worden war, das allerdings bleibt vorerst noch das zwischen Berg und dem Spiegel gehütete Geheimnis.«

Die Geheimnisse bleiben ungelüftet und die Rätsel ungelöst. Statt dessen erfährt man, daß Erich Honecker persönlich das Gebäck für seinen Gast Herbert Wehner ausgewählt habe (»Der Kuchen sollte schmecken wie der Selbstgebackene, mit dem Honeckers Mutter den hungrigen Wehner einst im Saarland verwöhnt hatte«) und daß Markus Wolf partout kein Buchweizengrützenfan ist (»Sowjetischer Alltag und russische Mentalität haben nun einmal meine Kindheit und Jugend geprägt; die russische Küche ist mir die liebste, ausgenommen die Buchweizengrütze, die ich als Jugendlicher zu oft essen mußte, und ich darf in aller Bescheidenheit gestehen, daß ich einer der besten Palmeni-Köche diesseits des Urals bin«).

Das ist nicht unbedingt der Stoff, aus dem Klassiker der Spionageliteratur gebacken werden. Aber Markus Wolf hat noch mehr zu bieten als die Verherrlichung der Schwimmkünste mittelamerikanischer Minister und des Zaubers der Natur auf Kuba. Im Mai 1990 wurde Wolf von zwei CIA-Mitarbeitern aufgesucht, Hathaway und Webster, die ihm »ein Haus und finanzielle Unterstützung in jeder Form« versprachen, wenn er sich kooperativ verhalte. Wolf gibt das Gespräch mit den Agenten wieder, wie es nur einer der besten Palmeni-Köche diesseits des Ural vermag: »Beide lachten, froh, von dem Drumherumreden befreit zu sein. Hathaway senkte die Stimme ... «

Aufgabe des spionageliterarisch bewanderten Lektors wäre es gewesen, dafür zu sorgen, daß Hathaway die Stimme nicht nur gesenkt, sondern zu einem heiseren Flüstern gesenkt hätte, aber man kann nicht alles haben. Immerhin, Markus Wolfs virtuose Dialogregie dürfte selbst John le Carré, Len Deighton, Frederick Forsyth und Ken Follett beschämen:

»>Gewiß, gewiß<, lenkte Hathaway ein ... «

»>Gehen Sie nicht nach Moskau(, sagte Hathaway, jetzt an Andrea gewandt ... «

»Eine ziemlich lange Pause trat ein. Hathaway schüttelte den Kopf ... «

»>Herr Wolf<, sagte Hathaway leise und bedächtig, >wir sind hier, weil wir annehmen, daß Sie uns in einer bestimmten Sache helfen können ... <«

Markus Wolf ist auf das lukrative Angebot der Herren Hathaway und Webster nicht eingegangen. Er ist kein Verräter, und was er in seinen »Erinnerungen« verrät, ist kaum der Rede wert. Alte Genossen, die verzweifelt darauf warten mußten, daß endlich wieder einmal jemand von ganz oben ein gutes Wort für die russische Küche einlegt, werden ihre Freude daran haben.

Markus *Wolf. Spionagechef im geheimen Krieg. Erinnerungen.* Düsseldorf und München, List Verlag 1997, 512 Seiten, 44 Mark

Konkret 08/97, S. 16

Joachim Rohloff

Ahai, Käptn Gysi!

Der Wahlprüfungsausschuß des Bundestages hat Gregor Gysi inoffiziell vom Vorwurf, ein Spitzel zu sein, freigesprochen. Grund genug für seine Feinde, ihn jetzt erst recht für einen IM zu halten

Wieso einer, der für RTL zwischen Karl Dall und Rudi Carrell Platz nimmt, der sich für den WDR als »Minitou, der rote Bruder aus dem Osten« einen Federschmuck aufsetzt und demnächst als Comicfigur Käptn Gysi in einem gleichnamigen Computerspiel Wahlkampfabenteuer bestehen wird, der also offensichtlich jeden Scheiß mitmacht, sich fürs MfS hätte zu schade sein sollen, könnte man immerhin fragen. Wenn Max Strauß, der als weithin abschreckendes Produkt unkoscherer Ernährung die Gestapo kaum hätte fürchten müssen, von Erich Böhme nach dieser gefragt, erwidert, er sei »für Stasifragen nicht zuständig, da gibt's vielleicht Kompetentere«, und den anwesenden Gregor Gysi meint; wenn Stefan Aust zur Entlastung ehemaliger SD-Offiziere, die beim »Spiegel« Karriere machten, erklärt, sie hätten immerhin »alles zugegeben, ganz im Gegensatz zu manchen«, und Gysi vorwurfsvoll anschaut wie ein Dackel, der sein Freßchen nicht bekommen hat - dann wünscht man sich, Gysi sei doch der IM »Notar« gewesen und gebe den Herren nun angemessenen Bescheid.

Er habe es auch mit der Stasi gehabt, sagte einst Heiner Müller, denn in der DDR habe man nur mit Offizieren des MfS halbwegs vernünftig reden können. Aber im Fall Gysi geht es um mehr: um Mandantenverrat, der mit einem Berufsverbot bestraft würde, und um die PDS. Der Ausschuß für Wahlprüfung, Immunität und Geschäftsordnung des Deutschen Bundestages formulierte im Juni 1997 unterm Vorsitz des Abgeordneten Dieter Wiefelspütz (SPD) das Ergebnis seiner Bemühungen: Er habe »eine Tätigkeit oder politische Verantwortung des Abgeordneten Dr. Gregor Gysi für das Ministerium für Staatssicherheit/Amt für Nationale Sicherheit der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik als nicht erwiesen festgestellt«. Wenig später jedoch wurde der Bericht zurückgezogen, denn er hatte sich als unverbindlicher »Vorentwurf des Sekretariats« erwiesen, insbesondere alle in ihm enthaltenen subjektiven Wertungen stammten von einer »nicht maßgeblichen Beamtin« des Bundestages.

Die Abgeordnete Ulla Jelpke (PDS) hat sich »in die Aktenlage reingearbeitet« und ist »fest davon überzeugt, daß Gysi einen Freispruch erster Klasse verdient. Wir werden weiter kämpfen, notfalls vor Gericht gehen. Weil ich nicht nur fest davon überzeugt bin, daß Gysi im Recht ist, sondern auch Recht bekommt.« Dieselbe Aktenlage ließ aber in Stefan Aust eine ganz andere Überzeugung reifen: Er ist nämlich »aufgrund von Fakten und Ermittlungen fest der Überzeugung, Gysi habe mit der Stasi zusammengearbeitet«. Zwar sei Gysi »nicht der klassische IM, wie der Ministerpräsident Stolpe das ist«, aber »natürlich haben Sie«, Gysi, »mit denen«, den Männern Mielkes, »über Mandanten gesprochen, natürlich haben Sie konspirativ mit denen zusammengearbeitet. Das ist so eindeutig, das läßt sich aus allen Akten ablesen. Es wäre besser gewesen, wenn Sie's gleich zugegeben hätten.« Dann nämlich hätte sich der »Spiegel« zahlreiche Schlagzeilen, einstweilige Verfügungen und Gegendarstellungen erspart. »Sie wissen genau, mit wem Sie sich wann wo getroffen haben«, sagt Aust, der's natürlich nicht weiß, aber erst zufrieden ist, wenn der Vogel endlich singt.

Daß eine Überzeugung sich nicht selten im Widerstand gegen die Tatsachen bildet und mitunter das genaue Gegenteil einer Erkenntnis sein kann, daß ferner Erkenntnisse häufig vom Interesse kontaminiert werden, ist nicht eben neu. Und ob er nun im Auftrag seiner Mandanten mit Funktionären des ZK der SED gesprochen hat, die alles dem MfS weitersagten, oder ob er konspiriert und das Geld genommen hat - was geht's unsereinen an? Aus einer Aktenlage, die zwei so gegensätzliche Überzeugungen fundiert, wird schwerlich eine dritte zu gewinnen sein. Immerhin könnte man nachschauen, wer sich hier, von der Not oder der Überzeugung getrieben, lächerlich macht.

Die bisherige Rechtsprechung im Fall Gysi zeugt gleichfalls von gegensätzlichen Überzeugungen. Bärbel Bohley, der ehedem »bürgerbewegten« (»Taz«), untersagten mehrere Hamburger Instanzen die Behauptung, Gysi sei ein »Stasi-Spitzel« gewesen. Sie wollte Gerechtigkeit und bekam den Rechtsstaat. Denn daß sie, was sie doch so sicher weiß, um es öffentlich behaupten zu dürfen, auch noch beweisen muß, leuchtet ihr bis heute nicht ein. »Gregor Gysi war ein Stasi-Spitzel. Ich halte diese Behauptung aufrecht und würde mich dafür notfalls einsperren lassen.« Soweit ist es, da politische Freunde die Gerichtskosten rechtzeitig aufbrachten, glücklicherweise nicht gekommen.

Trotzdem hängt an der Frage, ob Gysi doch noch entlarvt wird oder nicht, die Existenz des Gemeinwesens: »Wir werden weiter dem einen oder anderen ein wenig die Maske lüften und sein wahres Gesicht der Öffentlichkeit präsentieren. Wenn sie Klarheit will, muß sie sich damit auseinandersetzen. Das ist der geringste Preis, der für die Wahrheit zu zahlen ist. Ist sie dazu nicht bereit, ist sie für den Untergang dieser Gesellschaft selbst verantwortlich.« Das hat die 27. Zivilkammer des Landgerichts Berlin schon im Januar 1995 eingesehen. Deshalb gestattete sie Freya Klier das »zulässige Werturteil«, Gysi habe »Bürgerrechtler bespitzelt, damit seine Genossen sie besser im Griff haben«. Es handele sich bei dieser Aussage nämlich nicht um eine Tatsachenbehauptung oder gar Schmähkritik, sondern um eine »persönliche Schlußfolgerung«.

Lutz Rathenow, dem die Gabe des Wortes gegeben ist wie keinem zweiten Stasi-Opfer, war also gut beraten, als er in »Focus« nicht Tatsachen behauptete, sondern persönliche Empfindungen ausdrückte: »Gysi entwickelt hier ein trickreiches Vertuschungsarsenal, das jede Beschwerde vorbeugend entwerten soll ... Hinter einer liberal-alternativen Kruste kommt sofort die alte Ideologie zum Vorschein.« Der Umstand, daß in seiner Opferakte der Name Gysis nicht vorkommt, hinterließ in dem sensiblen Mann den Gefühlseindruck, sie müßte wohl gesäubert sein. »Es fällt auf, wie gut Gysi immer wieder Bescheid weiß, wo Akten über ihn nicht vorhanden sind. Das läßt die Empfindung aufkommen, er wisse, daß die Akten gut gesäubert sind. Ich spreche von einer persönlichen Empfindung, keiner Tatsachenbehauptung, gegen die Gregor Gysi ein Gericht bemühen muß.« Trotzdem wollte er »den berufsständischen Organisationen diese Materialien und meine Erfahrungen übermitteln. Ich fände den Entzug der Zulassung als Anwalt für Gysi angemessen.« Doch nichts, man weiß es, richtet eine Angemessenheitsempfindung aus gegen ein trickreiches Vertuschungsarsenal.

Ebenfalls in »Focus« äußerte sich der bündnisgrüne Werner Schulz, ein Mitbegründer des Neuen Forums: »Aktenfunde belegen ganz klar, Gregor Gysi war kein einfacher Stasispitzel. Er mußte gar keiner sein, um das zu werden, was er war: der Vertrauensanwalt von Partei und Staatssicherheit ... Von wegen Geschichte wiederholt sich nicht. Zwar ist der Tod als Meister aus Deutschland verbannt, doch bleibt die Verklärung ein quicklebendiges Gesellenstück ... Keine Angst, Gregor Gysi. Was Du getan hast, ist nicht strafbar, nur erbärmlich. Du stehst, wie Du mit Stolz vermerkst, für viele, die nicht nur die Unfähigkeit zum Trauern, sondern vor allem die Unwilligkeit des Sichinfragestellens vereint.« Denn so spricht der Herr Gysi: Wo zwei oder drei versammelt sind im Geiste der Unwilligkeit des Sichinfragestellens, da bin ich mitten unter ihnen.

Im Juni 1995 schließlich durften auch unsere ausgezeichneten Hommes de lettres und Schriftgelehrten Zwerenz und Giordano nicht länger schweigen. »Hitlers Kinder rächen sich an Hitlers Opfern. Der Delinquent entstammt einer kommunistisch-jüdischen Familie, die 18 Verwandte im Dritten Reich verlor«, wetterte Zwerenz, ohne sich zu fragen, ob es wohl jemals so etwas gegeben hat wie eine kommunistisch-jüdische Familie und woher die Wortverbindung stammt. »Der Kampf geht weiter ... Wir werden die Umtriebe protokollieren für die nächste Wende ... Ich stehe zu Gregor Gysi und hoffe, er hält durch gegen die zur Büchse der Pandora gewordene Gauck-Behörde.«

Diese schrillen Töne drangen bis nach Irland, wo Giordano ein mehrwöchiges Exil fristete. »Mit Entsetzen, ja einem gewissen Unglauben nehme ich die geradezu zwanghafte Wiederholung einer spezifisch deutschen Tragödie wahr. Ich spreche von dem historischen Verdrängungssieg nach dem Ende des Nationalsozialismus 1945/49 und seiner drohenden Wiederkehr nach der Implosion des realexistierenden Sozialismus mit seinen Vorzeichen.« Und da man immer schon vorher weiß, wovon Giordano sprechen wird, konnte man sogar diesen Satz leidlich verstehen. »Der Kampf ist nicht ausgetragen. In ihm stehe ich zu Bärbel Bohley.«

Hasta siempre. Der Kampf geht weiter, Zwerenz und Giordano aber stehen noch immer da, wo ihre Überzeugung sie hingestellt hat. Eine eher ungute Rolle spielt in diesem Kampf der Bundesbeauftragte für die Stasiakten, der von Rechts wegen kein Kombattant sein dürfte. Zwar ist er mit dem gleichnamigen Pfarrer keineswegs identisch oder zu verwechseln, gleichwohl verhehlt er seine christliche Überzeugung insofern nicht, als er alle in seiner Obhut befindlichen Dokumente zum Nachteil des Angeklagten auslegt. Bisher konnte er weder eine Verpflichtungserklärung noch von Gysi angefertigte oder unterschriebene IM-Berichte präsentieren, trotzdem hielt er Gysis Zusammenarbeit mit dem MfS bereits im Juni 1995 für erwiesen: »Die Zusammenarbeit fand in dem Zeitraum von 1978 bis 1989 durchgängig mit den MfS-Offizieren Reuter, zuletzt Oberst und seit 1981 in der Dienststellung eines Abteilungsleiters beim MfS, und dessen langjährigem Stellvertreter, Oberstleutnant Lohr, statt. Beide nahmen auf zentraler Ebene des MfS eine entscheidende Stellung bei der >operativen Bearbeitung< der sogenannten Untergrundszene der DDR ein.« Gysi behauptet hingegen, Reuter nie und Lohr nur wenige Male gesehen zu haben, wobei dieser sich aber als Staatsanwalt Lohse vorstellte.

Denkbar und nicht zu widerlegen ist die Interpretation, daß Gysi wegen der konterrevolutionären Umtriebe seiner Mandanten zwar eine wichtige Rolle spielte in den Planungen des MfS, daß zwischen ihn und seinen vermeintlichen Führungsoffizier aber immer eine dritte Person trat, die Aufträge und Informationen weiterleitete. Gysi konnte also durchaus der Meinung sein, er spreche lediglich mit dem ZK der SED oder mit der Staatsanwaltschaft, während er in Wahrheit immer auch mit dem MfS sprach. Ebenso ist es denkbar, daß die Tarnnamen »Gregor« und »Notar« nicht Gysi meinen, sondern eine oder mehrere Personen aus seiner Umgebung.

Was aber den Abgeordneten Wiefelspütz (Unna) und seinen Ausschuß betrifft, so werden auch sie die Wahrheit nach dem Parteienproporz austeilen. Noch nie hat ein parlamentarisches Untersuchungsgremium den Schurken zur Strecke gebracht; noch immer glaubte die Mehrheit den Beteuerungen des Ministers, er habe von keinen Blaupausen oder Plutoniumkoffern gewußt, während die Minderheit seinen Rücktritt forderte. Obwohl alle Parteien außer einer an Gysis Entlarvung interessiert sind, wird auch er ungeschoren davonkommen. In diesem Fall wird die Mehrheit aus einer ganz großen Koalition bestehen und die Minderheit aus Ulla Jelpke. Gysis konspirative Tätigkeit für das MfS lasse sich nicht zweifelsfrei beweisen, wird es heißen, doch bleibe ein Verdacht, der fast so schwer wiege wie eine Gewißheit. Gysi wird aufgefordert werden, sein Mandat zurückzugeben. »Dieser Abgeordnete ist eines freigewählten Parlaments unwürdig«,

wird noch einmal der Generalsekretär Hintze sagen. Das Minderheitsvotum wird die Überzeugung besiegeln, daß Gysi unschuldig ist.

Ob er nun ein Mielke war? Man ahnt es nicht. Wer Zweifel nur schwer erträgt, wer sofort die ganze Wahrheit wissen will und nichts als sie, lese den »Spiegel« oder, je nach Überzeugung, das »ND«. Alle anderen warten auf das definitive DokuDrama von Heinrich Breloer.

Konkret 08/97, S. 18

Gerhard Scheit

Zweierlei Modernisierung

Einige Thesen über Stalinismus und Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Stalinismus-Debatte in KONKRET

1.

»So bedeutet die Judenfrage für den Nationalsozialismus das Zentrum der >Wesensmitte< und seine Quintessenz.«

Viktor Klemperer, Tagebuch, 5.9.1944

»Soll man sagen, die DDR war nur deshalb besser, weil sie Juden nicht in die Gaskammern geschickt hat?«

Steffen Heitmann, Justizminister von Sachsen, 1997

Es gibt im großen und ganzen zwei Arten, Stalinismus/Realen Sozialismus von >links< zu definieren: Die eine - herkömmlich linke - sieht darin die Abschaffung des Kapitalverhältnisses (freilich auf begrenzter, das heißt staatlicher Basis) verwirklicht und begreift diese Ordnung darum als die eigentliche Kraft, die den Nationalsozialismus - als die schlimmste Form der Kapitalherrschaft - niederrang. Phänomene wie der Hitler-Stalin-Pakt und der Terror werden als >Entartung(des Sozialismus oder - reflektierter - als notwendige Folge der staatlichen Form dieser Aufhebung des Kapitalverhältnisses begriffen.

Die andere Spielart linker Stalinismus-Theorie versteht den realen Sozialismus in seiner terroristischen wie in seiner gemäßigten Form nur als Teil des falschen Ganzen. Für sie gibt es kein richtiges Leben im Falschen, keinen richtigen Staat unter Staaten, keinen Sozialismus inmitten einer vom Kapital beherrschten Welt. Was in der Sowjetunion aufgebaut wurde, war demnach nur eine besondere Variante des Kapitalismus, der Warenproduktion und der Modernisierung - keine Systemalternative, sondern eine in bestimmten Regionen offenbar notwendige Ergänzung des kapitalistischen Weltsystems, eine Variante, worin der Staat sämtliche Funktionen des Kapitals an sich riß und versuchte, das Wertgesetz in Regie zu nehmen - was ihm auf seinem Territorium für einige Zeit und mit einigem Erfolg auch gelang. Der Angriff Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion erscheint in dieser Sicht wie eine Wiederholung des Ersten Weltkriegs. Eine gewisse Nähe zur Totalitarismustheorie ist hier nicht zu leugnen - nur daß dieses Totalitäre nicht im Politischen, sondern im Kapitalverhältnis begründet werden kann.

Allem Anschein nach schließen sich die beiden Auffassungen wechselseitig aus - doch seltsamerweise können die Mängel der einen Sichtweise nur mit den Vorzügen der andern in Schach gehalten werden: Etwa die drohende Gleichsetzung von Faschismus und Stalinismus mit dem Hinweis auf die Strategien des deutschen Kapitals, deren der NS-Staat sich annahm; oder die tendenzielle Verklärung der Sowjetunion mit dem Argument, daß dieser Staat eben keine Ausnahme von der warenproduzierenden Moderne machte. Das hat wenig mit »pluralem Marxismus« zu tun - vielmehr dürfte die singuläre Fragestellung, die Stalinismus und Nationalsozialismus zueinander ins Verhältnis setzt, noch kaum formuliert worden sein.

2.

Der Sozialismus in einem Land, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg zum Sozialismus in einigen Ländern ausdehnte, ließ von Anfang an eine gewisse Affinität zum absolutistischen Staatsgebilde erkennen - eine Affinität, die durch die Theorie vom Stalinismus als Fortsetzung »asiatischer Despotie« meist ausgeblendet worden ist. Dennoch ist das Substrat dieser Verwandtschaft durchaus bekannt und bereits vielfach beschrieben worden (zuletzt sehr ausführlich von Robert Kurz in *Der Kollaps der Modernisierung):* Die sogenannte sozialistische Akkumulation, die der Stalinismus auf seinem Territorium organisierte, indem er die Bauern enteignete und einen Industriestaat aus dem Boden stampfte, versuchte, in wenigen Jahren nachzuholen, was sich in Westeuropa in Jahrhunderten entwickelt hatte. Im berühmten 24. Kapitel des *Kapitals* hat Marx diese über einen großen Zeitraum verteilten historischen Vorgänge zusammengefaßt und aus dem Zeitraffer eine für das Buch ungewohnte moralische Emphase gewonnen - er hat damit nicht zuletzt auch die real geraffte Akkumulation des »Sozialismus in einem Land« vorweggenommen: »So wurde das von Grund und Boden gewaltsam expropriierte, vejagte und zum Vagabunden gemachte Landvolk durch grotesk-terroristische Gesetze in eine dem System der Lohnarbeit notwendige Disziplin hineingepeitscht, -gebrandmarkt, -gefoltert«

In der Differenz dieser verspäteten Akkumulation in der Sowjetunion zur ursprünglichen in Europa wäre das sogenannte Totalitäre zu begreifen: Die Bolschewiki konnten zum Beispiel nicht auf die koloniale Ausbeutung zurückgreifen - in der sonst nicht eben vertrauenswürdigen *Geschichte der KPdSU (Bolschewiki)* heißt es dazu richtig: »Die kapitalistischen Länder pflegten ihre Schwerindustrie durch den Zufluß von Mitteln aus auswärtigen Quellen aufzubauen: durch Ausplünderung von Kolonien, durch Kontributionen von besiegten Völkern, durch Auslandsanleihen. Das Sowjetland

konnte prinzipiell nicht aus solch schmutzigen Quellen schöpfen wie die Ausplünderung von kolonialen oder besiegten Völkern, um die Mittel für die Industrialisierung aufzubringen. ... Man mußte die Mittel innerhalb des Landes finden.«

Unter dem Druck der bereits hochindustrialisierten Länder, deren Produktivkräfte eben keineswegs verfaulten, mußten die Mittel aber auch in beschleunigtem Tempo aufgebracht werden. Mittels Fünfjahresplänen sollten Jahrhunderte übersprungen werden - z.B. stieg der Index der industriellen Produktion zwischen 1928 und 1932 um 98 Prozent; steigerte sich der jährliche Zuwachs in der Arbeitsproduktivität zwischen 1933 und 1935 von 8,7 auf 15,7 Prozent; verdoppelte sich die städtische Bevölkerung zwischen 1929 und 1939 von 28,7 auf 56,1 Millionen. Vielleicht wird dadurch auch verständlicher, daß Stalin auf gespenstische Weise die Charaktermasken des blutrünstigen Richard III. (»The secret mischiefs that I set abroach I lay unto the grievous charge of others«), des Sonnenkönigs Louis XIV (»L'état, c'est moi«) und des durch Schlamperei gemilderten Kaisers Franz Joseph (»Man hat mich drangekriegt« - >Ach habe es nicht gewollt«) in sich vereinigen konnte.

Die stalinistische Akkumulation hat mit der ursprünglichen europäischen gemein, daß sich die Zahl ihrer Opfer kaum annähernd bestimmen läßt. Dennoch läßt sich sagen: Jene forderte gewiß nicht mehr Tote als diese - aber sie forderte sie in kürzerer Zeit. Der stalinistische Terror gegen die Massen, der immer wieder (schon von Trotzki) mit dem Terror der Französischen Revolution verglichen und parallelisiert wurde, ist in Wahrheit die beschleunigte Form all jener Maßnahmen gegen die enteignete Landbevölkerung, die untrennbar mit der ursprünglichen Akkumulation verbunden waren und die der neuzeitliche Souverän sich angelegen sein ließ. »Der fürstliche Wille zur Macht wurde zur >ökonomischen Potenz<, seine Gewalt war es, die die verzweifelte Gegenwehr einer Bevölkerung brach, die noch andere Daseinsformen als die einer lebenslangen Lohnsklaverei erfahren hatte, ... sein >Systemwille(schließlich, der hinter den Workhouses und Zuchthäusern stand, die seit dem 17. Jahrhundert ganz Europa überzogen: eher wurden ganze Gruppen der Bevölkerung dem Henker überantwortet, als Müßiggang und Disziplinlosigkeit zu dulden« (Stefan Breuer: *Aspekte totaler Vergesellschaftung).*

Noch vor der absolutistischen Geheimpolizei hatte dieser Wille in den Ketzer- und Hexenprozessen seinen raffiniertesten ideologischen Ausdruck gefunden. Ähnlich wie bei diesen, seit dem 15. Jahrhundert massenhaft organisierten Prozessen klagten sich auch manche der von Stalin Verketzerten und Verhexten selbst der größten »Verbrechen« an, die zu jener Zeit begangen werden konnten. Zugleich erinnern die großen politischen Auseinandersetzungen und die Liquidierung einzelner Mächtiger des Staatsapparats (von Trotzkis Ausweisung bis zu Berijas Hinrichtung) an jene blutigen Fehden um die Königsmacht, der das Abendland seine abendfüllenden Tragödien verdankt.

Was immer über die alternativen Möglichkeiten zu dieser Entwicklung diskutiert werden mag - isoliert darf sie nicht betrachtet werden. Ohne Akkumulation und Industrialisierung hätte Nazideutschland Rußland kurzerhand überrollt. Indessen sollte die Stalinorgel den deutschen Wehrmachtssoldaten einen Begriff davon geben, was diese Industrialisierung zu leisten imstande war.

3.

Da es ein rasender Absolutismus war, verband sich der >irrationale< Terror der frühen Staatsbildung zugleich mit den >rationalstem Formen der Aufklärung aus der Hochzeit des Absolutismus. Auf der einen Seite wurde der Souverän von Mißtrauen gegenüber dem >Volk< beherrscht - und darum aktivierte man die Methoden der Inquisition und der Geheimpolizei; auf der anderen Seite huldigte man der Vernunft und einer Geschichtsphilosophie des unwiderstehlichen Fortschritts - und dies bedeutete Aufklärung des >Volks(. Wie an den absolutistischen Höfen versammelten sich abermals die Aufklärer und Erzieher um das Zentrum der Macht, unterschieden durch die Distanz, die sie zu ihm hielten: Das Spektrum reicht von Rousseau und Brecht (die den Hof nur aus der Ferne beobachteten) über Lukács und Voltaire (die zeitweilig bei Hofe geladen waren) bis zu genuinen Hofräten wie Joseph v. Sonnenfels und Johannes R. Becher.

Der durchschlagende Erfolg des sowjetischen Wissenschaftlers T.D. Lyssenko, der allgemein als die schwerste Verirrung der Sowjetunion auf dem Terrain der Naturwissenschaften betrachtet wird, verdankte sich nicht zuletzt der allgemein herrschenden, absolutistisch geprägten Erziehungsgesinnung. Lyssenko nämlich stellte im Gegensatz zur Genetik die Vererbung durch Chromosomen in Frage und behauptete, es gebe keine Gene und keine Chromosomen, diese seien vielmehr eine Erfindung der bürgerlichen Wissenschaft. Er griff dabei auf die vor-darwinistische Lehre von Jean Lamarck zurück, wonach die erworbenen, durch unmittelbaren Umwelt- bzw. Milieueinfluß entstandenen - also auch die anerzogenen - Eigenschaften vererbbar seien. Auf dieser Grundlage konnte der »neue Mensch«, der total gesunde und von allem >Unwerten< gereinigte, den man als Zielvorstellung mit dem Sozialdarwinismus durchaus teilte, immerhin als rein gesellschaftliches Resultat gedacht werden - als Fortschritt einer neuen Gesellschaft und nicht als Rückkehr aus der verderblichen »Zivilisation« in den einzig wahren »Kampf ums Dasein«. Der »neue Mensch« konnte also projektiert werden, ohne den sozialdarwinistischen Vorstellungen zu folgen, deren logische Konsequenz in letzter Instanz immer die physische Selektion - die Ausmerzung des >unwerten< Lebens - ist.

Auch der Antisemitismus wurde unter Stalin gewissermaßen im Sinne absolutistischer Traditionen gehandhabt: Man tolerierte die Juden, doch sobald es aus taktischen Gründen sinnvoll schien, ließ man sie fallen, opferte sie dem >Volkszorn< - oder startete selbst Kampagnen gegen sie. Kommunistische Juden mußten dabei vielfach die Rolle von Hofjuden übernehmen; man denke vor allem an die Propaganda gegen Trotzki, sozusagen den Hoffaktor der Roten Armee, der in der zitierten Geschichte der KPdSU von 1938 als »Judas Trotzki« firmiert - »Hauptinspirator und Hauptorganisator« einer »ganzen Bande von Mördern und Spionen«. Aber auch an einem Phänomen wie den Ärzteprozessen läßt sich das aus der Geschichte bekannte Verhältnis des absolutistischen Souveräns zum jüdischen Leibarzt erkennen, das immer wieder zu dem Vorwurf benutzt werden konnte, der Arzt wolle seinen Patienten vergiften; allerdings ist es totalisiert und auf die Ärzteschaft des gesamten Machtbereichs ausgedehnt.

Ein ähnlich taktisches Verhältnis teilt der Stalinismus mit dem Absolutismus nicht zufällig in der nationalen Frage. Die Grenzen des absolutistischen Staates decken sich nicht unbedingt mit denen der Nation: Das Reich des Souveräns, das aus adeligem Grundbesitz zusammengestellt wurde, vereinte oft mehrere »Nationen«, d.h. mehrere Sprachen unter seinem Dach (Habsburgs Donaumonarchie) - umgekehrt konnten auch mehrere absolutistische Kleinstaaten auf dem Boden einer »Nation« Platz finden (Deutschland). Im allgemeinen ist der absolutistische Staat freilich auf nationale Integration ausgerichtet. Aus einer heterogenen Gesellschaft eine homogene Nation als regulierbaren Raum der Akkumulation zu bilden (mit einheitlicher Sprache und Verwaltung), ist sogar sein Programm - und in England und Frankreich wurde es auch relativ erfolgreich durchgeführt. Die stalinistischen Staatsgebilde erinnern in dieser Hinsicht eher an die >steckengebliebenen< absolutistischen Systeme in Österreich und Deutschland. Zumal zwischen dem Warschauer Pakt und dem Metternichschen System ließen sich einige bestechende Parallelen ziehen.

Halbherzigkeit kennzeichnet alle stalinistischen Versuche, den Sozialismus in einer Nation zu proklamieren - von der Volksfront-Taktik und dem Großen Vaterländischen Krieg bis zur halbierten Nationalkultur der DDR. Das beständige Taktieren und Kokettieren mit Nationalisten sorgte zwar stets für Nachfrage nach nationalen Fetischen - mit seinem wenig attraktiven und schlecht fabrizierten Angebot aber konnte der >Sozialismus in einem Land< diese Nachfrage auf Dauer nicht befriedigen. Und mit einiger Notwendigkeit führte der Untergang von Stalins absoluter Monarchie und ihren Auslaufmodellen überall zur großen Renaissance nationalistischer Strömungen.

Die warenproduzierende Moderne erscheint als ein totales Pyramidenspiel: Wer zuerst kommt, kassiert; wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Der >Sozialismus in einem Land< war dennoch mehr als ein zu spät erfolgter Eintritt in dieses Spiel. Er war zugleich, was Karl Kraus dem »Kommunismus in seiner Realität« nach- und voraussagte: »von Gnaden eines reineren ideellen Ursprungs, ein vertracktes Gegenmittel zum reineren ideellen Zweck - der Teufel hole seine Praxis, aber Gott erhalte ihn uns als konstante Drohung über den Häuptern jener, so da Güter besitzen und alle andern zu deren Bewahrung und mit dem Trost, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, an die Fronten des Hungers und der vaterländischen Ehre treiben möchten« (»Die Fackel«, Nr. 554-556, 1920). Doch der >Sozialismus in einem Land< war kein Kommunismus, und darum konnte er die große Hoffnung, die Heinrich Heine lange vor Kraus in den Kommunismus setzte, nur vorübergehend erfüllen: Heine, der »aus Haß gegen die Anhänger des Nationalismus schier die Kommunisten lieben könnte«, erwartete, daß der Kommunismus die »sogenannten Vertreter der Nationalität in Deutschland« als »erste auf seinem Weg finden« und »ihnen den Gnadenstoß versetzen wird; und gewiß nicht mit einem Keulenschlag, nein mit einem bloßen Fußtritt, wie man eine Kröte zertritt, wird der Riese sie zertreten. Damit wird er beginnen« (Vorrede zu *Lutetia)*.

4.

»... allem Anschein nach sind die faktisch von den Massen der Arbeitslosen Delegierten bei uns die Nationalsozialisten.«

Walter Benjamin an Gershom Scholem, 1931

Versteht man unter Nation die fetischistische Form, in welcher der Staat die Akkumulation auf einem bestimmten Territorium reguliert und beschützt - die Einheit also der entwickelten Warenproduktion -, und unter Sozialismus das Interesse der Lohnarbeiter an und ihr Recht auf einen Arbeitsplatz (als Ziel des Sozialismus mithin Vollbeschäftigung), dann gibt es wahrhaft keinen treffenderen Begriff als eben »Nationalsozialismus« für diese größte antikapitalistische Bewegung, die jemals zur Rettung des Kapitals mobilisiert worden ist.

Der Nationalsozialismus ist die fetischistische Aufhebung des Kapitals auf der Grundlage des Kapitals, seine Volksgemeinschaft die vollkommene Realisierung des Bündnisses für Arbeit: »Die Nazis verstaatlichten die gesellschaftliche Arbeitskraft und erfüllten so den etatistischen Traum, den die deutsche Arbeiterbewegung seit Ferdinand Lassalle und später, je nach Fraktion, mit Karl Kautsky oder Wladimir Iljitsch Lenin hegte; Karl Marx und Michail Bakunin zum Spott. Durch die Vorbereitung der allseitigen Vernichtung enthob der Nazismus die Arbeiter der Sorge um den Verkauf ihrer einzigen Ware, der Arbeitskraft« (Joachim Bruhn).

Um 1933 konnte in der Sowjetunion die Nachfrage nach Arbeitskräften nicht befriedigt werden, in Deutschland zählte man bekanntlich 6 Millionen Arbeitslose. Während der stalinistische Sozialismus in jenem >nationalstaatlichen< Binnenraum, der ihm einzig zur Verfügung stand, das Eigentum an den Produktionsmitteln verstaatlichte, um Akkumulation und Industrialisierung zu initiieren und eine Lohnarbeiterschaft überhaupt erst hervorzubringen, verlegte sich der NS-Staat, der in einem bereits hochindustrialisierten Land seine Herrschaft antrat, auf die Verstaatlichung der schon vorhandenen, aber zu einem beträchtlichen Teil in der industriellen Reservearmee dienenden Arbeitskraft. Wie aber die Arbeiter in diesem Fall nur als »Rasse« verstaatlicht werden konnten, so blieb auch nur das Kapital in »arischen« Händen unangetastet.

Auf den ersten Blick handelt es sich um die deutsche Version des New Deal. Anstelle der zermürbten Kaufkraft der Massen trat der Staat selber als »Großkonsument« (Ulrich Enderwitz) auf und organisierte - zum großen Teil auf Kreditbasis - eine direkte und indirekte Arbeitsbeschaffung. Durch den überdimensionierten Staatskonsum erschien die Arbeit wie befreit vom Kapitalverhältnis (der Arbeitsdienst wurde dafür zum gefeierten, besungenen und abgefilmten Symbol) - und jenen Schein überall zu verstärken, diente die Staats-Ästhetik: von den vielfältigen Aktivitäten der Nazi-Organisationen wie »Kraft durch Freude« bis zur Gleichsetzung des Arbeiters mit dem Soldaten.

Wenn dieser NS-Deal zunächst wesentlich erfolgreicher funktionierte als der New Deal in den USA - bereits Ende der dreißiger Jahre wurde die Vollbeschäftigung erreicht -, dann vor allem darum, weil der immer gefräßiger werdende NS-Staat von Anfang an nicht nur auf dem Gebiet der Infrastruktur konsumierte, sondern - worauf ja auch die berühmten Autobahnen hinausliefen - auf dem der Rüstung. Je größer die Schulden wurden, die er damit zwangsläufig, aber auf unübersichtliche und kaum zu durchschauende Weise machen mußte, desto intensiver wurde der innere und äußere Feind beschworen: Weltverschwörung des internationalen Finanzjudentums - so lautete die handliche Übersetzung von inflationistischer Kreditierung und negativer Handelsbilanz, Haushaltsdefizit und Staatsschuld in den NS-Jargon.

Was in der Perspektive des stalinistischen Staats eine punktuelle Taktik und einen gleichsam nebenher auftretenden individuellen Verfolgungswahn seines Führers darstellt, macht den Kein, das organisierende Zentrum der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft aus: Die Verfolgung und die Vernichtung der Juden und die Entfesselung des Vernichtungskrieges erlaubten es erst, die Arbeiter vollkommen zu integrieren und voll zu beschäftigen, ohne das Kapital zu verstaatlichen. Zur nationalsten aller Nationen, zu einer Volksgemeinschaft, die unter allen Umständen und über jedes Unglück hinweg zusammenhielt und wirklich bis zum totalen Zusammenbruch funktionierte - zu einer solchen Nation läßt sich nur eine Bevölkerung zusammenschweißen, die bereit ist, alles als negativ Erfahrene auf das Judentum zu projizieren und dieses mit einem gigantischen, gemeinsam begangenen Verbrechen aus der Welt zu schaffen.

In anderen faschistischen Staaten wie Italien (ehe Hitler dort Einfluß gewann) oder Spanien war man dazu übrigens nicht bereit. (Darum ist der Faschismusbegriff geeignet, die Eigenart des Nationalsozialismus zu verfehlen: Er fungiert gewissermaßen als Totalitarismusbegriff der Linken.) Im Dritten Reich jedoch wurde die Einstellung, die der antisemitische Kleinproduzent zum jüdischen Geldverleiher seit einem halben Jahrtausend kultiviert hatte, zum Staatsschicksal totalisiert - und das Pogrom zur »Endlösung«. In seiner Reichstagsrede vom 30. Januar 1939 (die im »Völkischen Beobachter« erschien und als Sonderdruck verteilt wurde), erläuterte Hitler, wie demgemäß die Verschuldung des totalen Konsumenten abgetragen werden sollte: »Ich will heute wieder ein Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdisehen Rasse in Europa.«

5.

»Wenn die Nation als Subjekt der verfassunggebenden Gewalt dem absoluten Fürsten entgegentritt und seinen Absolutismus beseitigt, so setzt sie sich ebenso absolut an seine Stelle. Die Absolutheit bleibt hier mit unveränderter, sogar mit gesteigerter Kraft bestehen, weil das Volk sich jetzt mit sich selbst in seinem Staat politisch identifiziert. Die politische Kraft dieses Vorgangs führt zu einer Steigerung der Staatsgewalt, zu intensiver Einheit und Unteilbarkeit.«

Carl Schmitt: *Verfassungslehre,* 1928

Im Gegensatz zum Stalinismus scheint der Nationalsozialismus sein heimliches Vorbild nicht im alten Modell des absolutistischen Staates zu haben, sondern in der großen Umwälzung, die dieses Modell beseitigt hat: der bürgerlichen Revolution.

Alle bürgerlichen Revolutionen vereinten auf paradoxe Weise den Protest gegen das Kapital mit der Parteinahme für das Kapital - Zivilisationskritik mit Fortschrittsdenken, Rousseau mit Voltaire, Maschinensturm mit Liberalismus. Die große deutsche Wertarbeit des 19. Jahrhunderts aber bestand darin, dieses Paradoxon konsequent und lückenlos in die Kategorien von Rasse und Vernichtung übertragen, den Citoyen mit »Arier« übersetzt und die inneren und äußeren Feinde der Nation als Juden identifiziert zu haben. Von Stöcker bis Schönerer, von Dühring bis Treitschke, von Freytag bis Wagner widmete

sich die Mehrheit der führenden deutschen Intellektuellen diesem einträglichen Geschäft. Sie machten ihre Arbeit so gut, daß das französische Original nicht mehr zu erkennen war.

An der Wende zum 19. Jahrhundert verhielt es sich noch anders. »Das ganze Volk muß aus einem Zustande der Unterdrückung durch den Adel zum Adel erhoben werden«, und der König solle »das ganze Volk adelig« erklären - diese Konsequenzen zog damals Achim von Arnim aus der Französischen Revolution. Die Frage, von welcher niederen Geburt sich die höhere dieses Volks-Adels dann unterscheide, hatte bereits Fichte 1793 in seinem »Beitrag zur Berichtigung der Urteile über die Französische Revolution« beantwortet: Den Juden »Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel, als das, in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden, und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei.« Folgerichtig kodifizierten die deutschen Intellektuellen um Arnim schließlich diese Auffassung in den Satzungen der »Christlich-Deutschen Tischgesellschaft«, die nur Christen von Geburt aufnahm.

Fichte geht von der geläufigen Identifikation des Judentums mit dem Geld aus - das Judentum habe sich selbst (!) »zu dem den Körper erschlaffenden, und den Geist für jedes edle Gefühl tötenden Kleinhandel verdammt« - und verbindet sie mit einem neuen, rassistisch fundierten Staatsbewußtsein: »Fast durch alle Länder von Europa verbreitet sich ein mächtiger, feindseelig gesinnter Staat, der mit allen übrigen im beständigen Kriege steht, und der in manchen fürchterlich schwer auf die Bürger drückt; es ist das Judentum. Ich glaube nicht ... , daß dasselbe dadurch, daß es einen abgesonderten, und so fest verketteten Staat bildet, sondern dadurch, daß dieser Staat auf dem Haß des ganzen menschlichen Geschlechts aufgebaut ist, so fürchterlich werde.«

Das ganze menschliche Geschlecht, von dem Fichte spricht, ließ sich schließlich ohne große Umstände im deutschen Volk zusammenfassen. Das Unbehagen der lokalen Zünfte und Gemeinden über die vom absolutistischen Souverän eingeleitete und durch Napoleon bloß beschleunigte Durchsetzung der entwickelten Warenproduktion erhielt von deutschtümelnden Schriftstellern und Professoren wie Arnim und Brentano, Friedrich Rühs und Friedrich Friehs - Turnvater Jahn nicht zu vergessen - eine positive nationale Struktur. Als Negativ benötigte man hierzu das Judentum wie einstmals Ecclesia die Synagoga.

Die Bücherverbrennung von 1933 hatte ihr - ganz und gar nicht heimliches - Vorbild im Wartburgfest von 1817: Die deutschnationalen Studenten, die sich gegen das Metternichsche System formiert hatten, verbrannten hier Gegenstände, die das alte »reaktionäre« Regime verkörpern sollten, etwa einen Perückenzopf, neben dem Buch des jüdischen Autors Saul Ascher mit dem Titel *Die Germanomanie,* das den Nationalismus in Deutschland kritisierte. Die Karlsbader Beschlüsse wiederum, die von der deutschen Linken immer als Inbegriff des Reaktionären in einer Kontinuität mit dem Dritten Reich und den Berufsverboten der Gegenwart gesehen wurden, sind auch als Damm zu verstehen gegenüber einer solchen deutschen Revolution, von der nicht nur die Bücherverbrennung, sondern auch die Hep-Hep-Unruhen überall im Lande - die ersten großen, pogromartigen Ausschreitungen gegen Juden in Deutschland seit Jahrhunderten - einen Vorgeschmack gaben. Es handelt sich dabei um einen Damm, der halbherzig errichtet und wohl von Anfang an zum Einsturz verurteilt war, da er nur aus dem Schutt untergegangener Staatsformen errichtet wurde. Und so ergibt sich eine ganz andere Kontinuität, von der die deutsche Linke nie etwas wissen wollte (die Ausnahme Peter Hacks bestätigt die Regel; siehe sein Buch *Ascher gegen Jahn):* Wenn die Vernichtung des europäischen Judentums an die Hep-Hep-Unruhen und an das Wartburgfest anknüpfen konnte, so die Verfassung der DDR an die Karlsbader Beschlüsse.

6.

Stalinismus und Nationalsozialismus unterscheiden sich demnach in ihrem Verhältnis zu Nation, Rassismus und Antisemitismus. Und es wäre zuletzt zu fragen, ob aus diesen Kriterien nicht überhaupt eine neue Topographie gesellschaftlicher Kräfte und Bewegungen gewonnen werden könnte - eine, die das alte etatistische und politisch verkürzte Schema aus den Zeiten der bürgerlichen Revolutionen - Extrapolation der parlamentarischen Sitzordnung - abzulösen hätte: Es geht nicht um den Kampf der Linken gegen die Rechten, oder geschichtsphilosophisch gewendet: der Fortschrittlichen gegen die Rückschrittlichen, sondern um den Widerstand gegen die Nationalisten, Rassisten und Antisemiten - mögen sie sich nun in der Gewerkschaft oder im Fußballstadion sammeln, mögen sie sich als Linke oder Rechte verstehen. Statt verharmlosend und verwässernd von Rechtsextremen zu reden, sollte von extremen Nationalisten und normalen Rassisten und Antisemiten gesprochen werden. Nur über den Widerstand gegen sie ist auch das System zu bekämpfen, das sie immer neu produziert.

Konkret 08/97, S. 23

Wolf-Dieter Vogel

Freispruch mit Vorsatz

Ein Polizist kann kein Mörder sein und Safwan Eid nicht unschuldig: Über zwei Spitzenleistungen deutscher Rechtsprechung

Klaus T. ist ein ordentlich ausgebildeter Beamter. Schließlich kommt nicht jeder zum Sondereinsatzkommando der deutschen Polizei. Dort erwartet man Männer, die eine »gute Kombination physischer und psychischer Eigenschaften« aufweisen können. Klaus T. hat gelernt, nicht nur seine Waffe, sondern auch seine Gefühle im Griff zu behalten.

Auch am 30. Juni 1994. Es ist die Zeit, in der zur großen Hatz auf alles Kurdische geblasen wird. Sieben Monate zuvor hat Innenminister Kanther die PKK verboten. Im April 1994 beschließen Bundes- und Landesbehörden, dieses Verbot »unter Ausschöpfung aller Mittel konsequent durchzusetzen«. Das hat sich Klaus T. zu Herzen genommen. Als der SEK-Beamte am Abend in der Hannoveraner Innenstadt einen 16jährigen Jungen beim Kleben roter Plakate stellt, erkennt er sofort: Es handelt sich um Propaganda der »Nationalen Befreiungsfront Kurdistans«, der ERNK, einer Nebenorganisation der PKK. Er stürzt sich auf den Jungen, hält ihn fest. Dann fällt ein Schuß. Kurz darauf stirbt der erst wenige Wochen zuvor aus dem kurdischen Teil der Türkei geflüchtete Halim Dener - in den Rücken getroffen von einer Kugel aus Klaus T.s Smith & Wesson.

Was der Zivilpolizist später über den Vorfall berichtet, überzeugt die Ermittler. Die Waffe sei bei dem heftigen Gerangel aus dem Holster gefallen. Als er sie wieder aufheben wollte, habe sich der tödliche Schuß versehentlich gelöst und aus einer Entfernung von zehn Zentimetern das Opfer getroffen. Klaus T. darf gleich nach dem Vorfall seinen Revolver wieder einstecken, mit Kollegen zu seiner Dienststelle fahren, mit seinem Vorgesetzten sprechen und sich die Hände waschen. Vernommen wird er erst später. Dennoch werden an beiden Händen Schmauchspuren festgestellt. Die Frage aber, warum eine Waffe, die normalerweise fest im Holster sitzt, mal eben rausfällt und sich von selbst ein Schuß löst, kann bis heute befriedigend niemand so genau beantworten. Schließlich beträgt der Abzugswiderstand bei gesicherter Waffe 4,3 Kilogramm, bei ungesicherter 1,3. Unklar bleibt auch, wie sich Klaus Ts Darstellung mit Angaben von Zeugen vereinbaren läßt, nach denen der Beamte auf Halim Dener gezielt haben soll.

Doch Hannovers Polizeipräsident Herbert Sander ist sich schon nach zwei Tagen sicher: »Wir müssen davon ausgehen, daß es sich nicht um eine absichtliche Schußabgabe handelt.« Eine knappe Woche später läßt auch die ermittelnde Staatsanwaltschaft keinen Zweifel mehr zu: Die Unglücksversion ist nicht zu widerlegen. Vor wenigen Wochen kam nun die richterliche Absolution. Klaus T. wurde am 26. Juni endgültig freigesprochen. Seine Geschichte klang überzeugend.

Etwa so wie die folgende: Der Bewohner einer Flüchtlingsunterkunft hat Streit (von dem sein Streitpartner nichts weiß) mit einem Familienvater (den es nicht gibt). Aus Rache (oder auch nicht) kippt er Benzin (wovon sich keine Spuren finden lassen) an eine Tür (die es nicht gibt) im ersten Stockwerk des Gebäudes und zündet es an. Das brennende Benzin fließt (auf einer Strecke von ungefähr zehn Metern 13 Zentimeter bergauf und dann) die Treppe hinunter und setzt diese (sie besteht aus Kunststein) in Brand. Der Attentäter, dessen Familie und Freunde in dem Haus leben, legt sich zwei Etagen weiter oben schlafen. Nachdem das Feuer bis zu ihm gedrungen ist, steht der Brandstifter auf und klettert über eine Steckleiter vom Dach. Kurz darauf gesteht er die Tat einem Sanitäter, den er das erste Mal sieht. Sonst berichtet er niemandem davon.

Auch diese Fallbeschreibung hat deutsche Staatsanwälte überzeugt. Und zahlreiche Journalisten und Journalistinnen gleich mit. Da wollte man schnell wissen, was denn Safwan Eid eigentlich für einer ist. Zumal man sich über die Flüchtlingsunterkunft in der Lübecker Hafenstraße 52 alles ausmalen durfte, was ordentlichen Deutschen sonst abgeht: Prostitution, Kinderpornographie, Drogendealerei, illegaler Autohandel und jetzt auch noch Mord und Totschlag. Eine Enklave des Bösen.

Knapp ein halbes Jahr sitzt der Verdächtige in Untersuchungshaft, 16 Monate recherchieren die Strafverfolger, organisieren sich einen Haftbefehl, beleuchten das vermeintlich gefährliche Umfeld des Beschuldigten und hören seine Gespräche in der Besucherzelle des Gefängnisses ab. Kurzum: Sie lassen keine Möglichkeit aus, um zu beweisen, daß die Ausländer sich an jenem 18. Januar vergangenen Jahres in der Lübecker Hafenstraße selbst angezündet haben. Wer auch sonst hätte Deutschland so böswillig in den Ruf eines ausländerfeindlichen Landes bringen können? Nicht umsonst wurden Erwägungen über einen rechtsradikalen Hintergrund der Tat gegen alle Evidenz ernsthaft erst gar nicht angestellt.

Und nun spricht die Jugendkammer der Hansestadt den angeklagten Safwan Eid am 30. Juni einfach frei. Die ganze Geschichte mitsamt dem Geständnis des Libanesen, von dem die Staatsanwaltschaft den Rettungssanitäter Jens Leonhardt hat berichten lassen, stimme einfach nicht mit dem tatsächlichen Brandverlauf überein, muß der Kammervorsitzende Rolf Wilcken feststellen. Doch das wußte der Ankläger Michael Böckenhauer schon früher und plädierte deshalb Ende Mai für einen Freispruch. Abgesichert hat sich seine Behörde bereits vor Beginn des neunmonatigen Prozesses. Sollte sich

herausstellen, daß dem Libanesen die Tat nicht nachgewiesen werden könne, sei das keine Niederlage, hatte Staatsanwaltschaftssprecher Klaus-Dieter Schultz im Sommer vergangenen Jahres erklärt.

Und damit da auch wirklich nichts anbrennt, legt Böckenhauer am Tag vor den abschließenden Beweiswürdigungen noch einmal richtig nach. Er bringt eine neue Zeugin ins Spiel, die bestätigen soll, daß der unter ungeklärten Umständen gestorbene Hausbewohner Sylvio Amoussou wegen Drogengeschäften Angst vor Safwan Eid gehabt habe. Daß die Frau das Gegenteil von dem behauptet, was der Staatsanwalt vorgibt, steht zwar in den Akten, in der Presse hingegen erscheinen eilige Meldungen über neue Verdachtsmomente. In seinem über dreistündigen Plädoyer begründet der Ankläger, warum der Libanese schuldig ist, auch wenn man ihm nichts beweisen kann. Hätte das Gericht nicht abgelehnt, die Protokolle jener abgehörten Gefängnisgespräche ins Verfahren einzubringen, glaubt Böckenhauer, wäre der Angeklagte überführt worden. Dabei weiß der Staatsanwalt besser als jeder andere, daß diese Aufnahmen nichts Belastendes gegen Eid enthalten.

Von einer »Niederlage« müssen die Staatsanwälte in der Tat nicht reden. Denn auch der Vorsitzende Richter, sonst voller Kritik an der unsauberen Arbeit der Ermittler, hat die Botschaft richtig verstanden. »Mangels Beweisen« wird Safwan Eid freigesprochen. »Im Zweifel für den Angeklagten«, damit Skepsis gegenüber dem Beschuldigten bleibt, wo auch Wilcken nur untaugliche Indizien nennen kann: Der Libanese habe sich in der Brandnacht »auffällig« verhalten. Er sei mehrmals aus dem Krankenbus ein- und ausgestiegen, habe eine befreundete Familie angerufen und bei Bekannten geduscht. Ein äußerst mysteriöses Verhalten, wie eben alles, was nach den Phantasien deutscher Ordnungsbürger in diesem Haus angeblich getrieben wurde, besonders auffällig bleiben soll.

Beim vier Tage zuvor freigesprochenen Polizeiobermeister Klaus T. muß man sich mit Verdächtigungen allerdings vorsehen. Denn der Hannoveraner Oberstaatsanwalt Borchers hat in seinem Plädoyer klargestellt: Wer es wagt, nach der Beweisaufnahme noch von einer vorsätzlichen Tat des SEK-Beamten zu sprechen, muß mit einer Strafverfolgung wegen übler Nachrede rechnen. Klaus T. ist schließlich kein Krimineller.

Wolf-Dieter Vogel ist freier Autor und Mitarbeiter der »Jungle World«

Konkret 08/97, S. 24

Gaby Hommel

»Seid ihr Juden?«

Früher trug sie eisenbeschlagene Stiefel und Peitsche; jetzt sitzt sie im Rollstuhl und kann kaum noch sprechen. Damals war sie an der Vernichtung einer Viertelmillion Menschen in Majdanek beteiligt, heute gilt sie als bemitleidenswerte Frau. Welche Möglichkeiten gibt es, mit einer solchen Nachbarin umzugehen?

Aufgeworfen wird die Frage kurz vor Weihnachten letzten Jahres durch eine groß aufgemachte Reportage im Magazin der »Süddeutschen Zeitung« und einen versteckten Bericht im Mantelteil der »Westdeutschen Allgemeinen Zeitung«, dem Monopolblatt im Ruhrgebiet. »Hast du gelesen, daß diese ätzende KZ-Scherge hier in Bochum haust?« will ein Punk in der Straßenbahn wissen. »Da müssen wir mal drüber diskutieren«, heißt es auf einem Fest der autonomen Szene zu Silvester. Während zwischen den Ständen des Wochenmarktes in Bochum-Linden, keine zehn Schritte von der Altenwohnung entfernt, in der die ehemalige SS-Aufseherin Hermine Braunsteiner seit ihrer Haftentlassung im April 1996 lebt, vor allem zu hören ist: »Warum wird die alte Frau nicht in Ruhe gelassen? Die hat ihre Strafe doch abgesessen.«

Fünfeinhalb Jahre lang dauerte der Prozeß, bei dem von mehr als 1.500 Männern und Frauen, die im Vernichtungslager Lublin/Majdanek ihre mörderische Arbeit taten, gerade einmal zehn vor einem deutschen Richter erscheinen mußten. Die fünf männlichen Angeklagten, denen die Staatsanwaltschaft u.a. gemeinschaftlichen Mord in 1.000 Fällen sowie die aktive Teilnahme an Massen-Exekutionen vorwarf, kamen mit Haftstrafen von drei bis zehn Jahren davon. »Krowa«, die Kuh, beschuldigt der Selektion von Frauen und Kindern für die Gaskammern, starb noch während des Verfahrens; Rosa Süß, der aufgrund des zwischenzeitlichen Todes von Zeuginnen nicht mehr nachgewiesen werden konnte, eine Frau und ein Kind erschossen zu haben, wurde freigesprochen. Hildegard Lächert, nach Aussagen einer ehemaligen Lagerinsassin die »widerlichste und brutalste SS-Lageraufseherin« in Majdanek, die von ihren Opfern nicht umsonst die »Blutige Brigitte« genannt worden war, konnte neben anderen grausamen Taten zur Last gelegt werden, daß sie einer hochschwangeren Frau das Kind von einem Schäferhund aus dem Leib hatte reißen lassen. Sie erhielt eine Freiheitsstrafe von zwölf Jahren. Während Hermine Braunsteiner, rechte Hand und persönliche Freundin der 1948 in Polen hingerichteten Oberaufseherin im Lager, berüchtigt für die Vorliebe, Gefangene mit ihren eisenbestückten Stiefeln niederzutreten und deshalb auch »die Stute« genannt, zu lebenslanger Haft verurteilt wurde. Dreimal lebenslänglich hatte die Staatsanwaltschaft gefordert. U. a. wegen Mord in 1. 181 Fällen und Beihilfe zum Mord an 705 Menschen.

Die skandalösen Urteile, die der damalige Vorsitzende Richter der 17. Großen Strafkammer des Düsseldorfer Landgerichtes entgegen seiner persönlichen Rechtsauffassung im Juli 1981 mit zitternder Stimme und Tränen in den Augen sprach; Verhandlungsdauer und Prozeßaufwand, die einmalig in der juristischen Verarbeitung von NS-Verbrechen in Deutschland sind; der Umstand, daß es das bislang einzige Verfahren gegen weibliche KZ-Bedienstete in der Geschichte der Bundesrepublik war: All dies ist Thema einer Runde, die sich erstmalig Anfang Februar 97 in einem Bochumer Kulturzentrum zusammenfindet. Und natürlich kommt auf den Tisch, was der aktuelle Anlaß des Treffens ist. Nämlich die Freilassung jener Frau, die aufgrund der Charakteristika und besonderen Bedeutung des sogenannten »Majdanek-Prozesses« zum Symbol für das Grauen in den KZ geworden ist. Einer unbelehrbaren Täterin, die ihre persönliche Schuld nie eingestanden oder gar bereut hat, die vielmehr in ihrem Schlußwort vor dem Düsseldorfer Schwurgericht sagte: »Ich werde mein ganzes restliches Leben dran zu tragen haben, daß ein Schicksal mich zum Glied einer Kette machte, die zu zerreißen ich zu klein und deren Lauf aufzuhalten ich nicht fähig war.«

Als jüngstes von sieben Kindern 1919 in Wien geboren, stammt Hermine Braunsteiner aus »einfachen Verhältnissen«. Nach eigenen Angaben wollte sie ursprünglich Krankenschwester werden, landete dann jedoch nach verschiedenen Hilfstätigkeiten als 20jährige in einer Munitionsfabrik in Berlin. Von dort aus meldete sie sich als Aufseherin in das nahegelegene Konzentrationslager Ravensbrück. Drei Jahre später nach Majdanek versetzt, wurde sie binnen kurzem zur »Stellvertretenden Schutzhaftleiterin« befördert, für ihre besonderen Verdienste in dieser Zeit mit dem »Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse« ausgezeichnet und schließlich als Oberaufseherin ins Lager Genthin geschickt, wo ihr das Kommando über 14 SS- und andere Aufseherinnen erteilt wurde. Bei Kriegsende floh sie nach Wien zurück, wurde kurzfristig verhaftet, wieder freigelassen und letztlich wegen der Mißhandlung von Gefangenen in Ravensbrück zu drei Jahren schwerem Kerker verurteilt. 1958 lernte sie den GI Russel Ryan kennen, reiste mit ihm unbehelligt über die Kanada in die USA ein, wo das mittlerweile verheiratete Paar 1964 von Simon Wiesenthal aufgespürt wurde. Fast 10 Jahre brauchte es, bis die Bundesrepublik die Auslieferung beantragte; weitere fünf Monate, bis sie vollzogen wurde.

»Für mich ist das purer Zufall, daß sie überhaupt geschnappt und verurteilt worden ist«, faßt ein Antifa-Aktivist seine Bewertung der strafrechtlichen Verfolgung von NS-Tätern und -Täterinnen zusammen. »Den meisten Nazi-Verbrechern ist doch überhaupt nichts passiert.« Letzteres ist unstrittig in der Gruppe, die sich anläßlich des Zuzugs von Hermine Braunsteiner in die Stadt zusammengefunden hat. Ebenso wie die Tatsache, daß sie vergleichsweise lange hinter Gittern gesessen hat. Hinzu kommt, daß die ehemalige »Stute von Majdanek« heute eine 78jährige, nach der Amputation eines

Unterschenkels an den Rollstuhl gebundene, schwerkranke und vom Tod gezeichnete Frau ist. »Deshalb breche ich noch lange nicht in Tränen aus«, ereifert sich eine SDAJlerin und schlägt vor, Hermine Braunsteiner so lange auf die Bude zu rücken, bis sie die Koffer packt. Der Rest des Kreises macht deutlich, daß auch sonst niemand der Anwesenden vor Mitleid zerfließt, will aber weder »eine Oma die Treppe runterwerfen« noch sich das Problem, eine NS-Massenmörderin zur Nachbarin zu haben, einfach vom Hals schaffen. Hieße dies doch, sich dem Horror des Nationalsozialismus genauso zu entziehen wie seinen Konsequenzen.

Das Lager Majdanek wurde 1941 auf Befehl Heinrich Himmlers erbaut und hieß offiziell »Kriegsgefangenenlager der Waften-SS«. Tatsächlich wurden neben sowjetischen Soldaten, Polen und Polinnen, Roma und Sinti vor allem jüdische Menschen aus sämtlichen von Deutschland besetzten Ländern dorthin deportiert. Die Hälfte von ihnen, d.h. mindestens 250.000 Männer, Frauen und Kinder, kam zu Tode - in einer der sieben Gaskammern, durch Erschießen, Erhängen oder Todesspritzen, durch Hunger, Krankheit oder Grausamkeiten des Wachpersonals. Ihre Knochen wurden zum Düngen der umliegenden Felder genutzt. Der Gestank verbrannten Menschenfleischs lag Tag für Tag über der Umgebung. Am 3. November 1943, dem sogenannten »Erntefest« in Majdanek, kam der Geruch von frischem Blut dazu, das kniehoch in langen Gräben stand, welche die ersten der rund 17.000 Exekutierten an diesem Tag hatten ausheben müssen. Frauen, die in die Gruben springen mußten, hielten ihre Kinder hoch über den Kopf, damit sie nicht sofort ertranken. Sondern erst nach den Schüssen. Im Blut der Mutter.

Arbeitskreis »Gegen das Vergessen« nennen sich im Ergebnis ihrer Diskussionen die wenigen Männer und Frauen, die über die Anwesenheit einer der Täterinnen in der Stadt nicht schweigend hinweggehen wollen. Zu ihrem Ziel erklären sie: »Wir wollen die Tatsache, daß Hermine Braunsteiner, die die Massenvernichtung im NS persönlich aktiv mitgetragen hat, hier lebt und leben kann, zum Anlaß nehmen, uns an das Leben der verfolgten, vertriebenen und vernichteten Menschen zu erinnern. Wir wollen die Frage stellen, was ihr Tod für uns heute bedeutet, und dazu beitragen, daß die Geschichte der Ermordeten und die Geschichte ihres Widerstandes gegen die Vernichtung auch hier ist.« Als Mittel zum Zweck läßt sich die Gruppe eine ungewöhnliche Folge von Aktionen einfallen.

Es beginnt am Pfingstmontag. Gegen 22 Uhr trifft sich ein gutes Dutzend Personen auf dem Marktplatz von Bochum-Linden und projiziert großflächige Bilder an die Wand des gegenüberliegenden Hauses. Eine Serie zeigt Ausschnitte aus der Wirklichkeit von Majdanek, Wachtürme und Zäune, Appell und Selektion von Menschen; eine andere Reihe Szenen aus dem damaligen Linden, das Alltagsleben auf der Straße, jüdische Geschäfte, die arisiert, Häuser, aus denen jüdische Familien vertrieben und deportiert wurden. Die Botschaft ist eindeutig und müßte auffallen. Doch drehen Passanten kaum den Kopf. Keines der zahlreichen Autos auf der vorbeiführenden Straße bremst ab. Nicht einmal eine vorbeikommende Polizeistreife hält an, um nach einer Erlaubnis für die nächtliche Dia-Vorführung zu fragen.

An den folgenden sechs Tagen wird die Aktion wiederholt. Abend für Abend tauchen rund zwei Stunden lang die Bilder auf. Doch geschieht wenig anderes als beim ersten Mal. Zwar schlendern die Taxi-Fahrer von ihrem Halteplatz am Markt irgendwann einmal rüber und fragen, was das Ganze soll. Auch die Besitzer einer italienischen Eisdiele zeigen verhaltenes Interesse. Doch ein wirkliches Gespräch mit ihnen entwickelt sich genauso wenig wie mit einer Reihe von Jugendlichen, die kurz gucken, was geboten wird, dann aber schnell entscheiden: »Wie langweilig!« Oder. »Das ist Kunst. Laß uns abhauen!« Trotzdem scheint es nur auf den ersten Blick so, als würde das Geschehen und sein Hintergrund im Stadtteil nicht bemerkt. Denn allzu demonstrativ schauen viele der vorbeikommenden Leute zur Seite. Kaum vorstellbar ist, daß es die Bewohner des als Projektionsfläche genutzten Hauses eine Woche in ihren Wohnungen hielt, wenn sie nicht bereits wüßten, was da vorgeht. Ebenso die Rentner und Hundebesitzer, die mehr oder minder zufällig am Rande des Marktplatzes stehen bleiben, um ein Schwätzchen zu halten. Unter ihnen ist ein etwa 70jähriger ehemaliger Bergmann. Mit seinem altersschwachen Cockerspaniel, den er »Daisy« ruft, gehört er zu den wenigen Menschen im Stadtteil, die sich auf ein längeres Gespräch einlassen. Dabei erzählt er, daß er als junger Mann in einem der Lindener Geschäfte gearbeitet hat, die von ihren jüdischen Besitzern aufgegeben werden mußten. Zu einer Zeit allerdings, als es bereits in arischer Hand war. Und dann, nach Kriegsende, habe »der Jude« plötzlich vor der Tür gestanden und Rückgabe bzw. Entschädigung gefordert. »Ja, sagen Sie mal, wo kam der eigentlich noch her?«

In der Woche nach der Bilderschau werden im Stadtteil Hunderte von Plakaten verklebt. Darauf ist das Foto eines Mannes in gestreifter Häftlingskleidung zu sehen, der mit erregtem Gesicht, erhobener Hand und ausgestrecktem Finger auf einen Uniformierten zeigt, während ein zweiter Wachmann im Hintergrund die Szene mit mißtrauischem Blick verfolgt. Das ist alles. Keine Überschrift, kein Text erklärt die Bedeutung der in schwarzweiß und einem auffälligen Querformat erstellten Anschläge. Binnen kurzem hängen sie an fast jeder Hausecke, jedem Stromkasten, Laternenpfahl und Zigarettenautomaten, vor allem rund um den Komplex von Pflegeheim, Krankenhaus und Altenwohnheim, in dem Hermine Braunsteiner gemeinsam mit ihrem Mann in einer Zwei-Zimmer-Wohnung lebt. Das Haus ist in Besitz der evangelischen Kirche, doch werden die Wohneinheiten über das Sozialamt vergeben und von der Stadt finanziert.

»Ach, ihr seid das schon wieder«, überrascht der Besitzer von »Daisy« einen der Plakatiertrupps bei der Arbeit. Und wie bereits bei früheren Begegnungen mit ihm ist der Mann an einem Austausch interessiert. Worauf die Aktivitäten der Gruppe

eigentlich hinauslaufen sollen, will er wissen. Und nachdem ihm dies zum wiederholten Male erklärt worden ist, kann er sich die Vorgänge erklären: »Jetzt sagt mal ganz ehrlich: Seid ihr Juden?« In die gleiche Richtung denkt auch eine Gruppe türkischer Jugendlicher, denen zwei junge Frauen beim Anbringen der Plakate begegnen. »Ihr Juden und wir müssen zusammenhalten«, bringen die Jungs ihre Überzeugung auf den Punkt.

Der nächste Schritt, die Lindener Bevölkerung mit der Tatsache zu konfrontieren, daß die Vergangenheit noch lebt und sich in Gestalt einer ehemaligen SS-Massenmörderin vor der Haustür niedergelassen hat, erfolgt in Form einer Wurfsendung. Neben nüchternen Fakten über Majdanek und einer kurzen Information über ihre Person steht u.a. zu lesen: »Daß über die Anwesenheit von Hermine Braunsteiner in dieser Stadt hinweggegangen wird, steht für uns in einem engen Zusammenhang mit dem Verdrängen deutscher Geschichte und dem >Vergessen< der Ermordeten.« Verbunden ist der Text mit der Einladung zu einer Versammlung auf dem Marktplatz und der Erklärung: »Die Veranstaltung soll darüber informieren, was Majdanek war. Sie soll aber auch Fragen danach aufwerfen, welche Bedeutung die Menschenvernichtung im NS heute für uns, für diese Gesellschaft hat.«

Als Kurzankündigung erscheint der genannte Termin auch im Bochumer Lokalteil der »WAZ«. Ein halbes Jahr nach Bekanntwerden des Zuzugs von Hermine Braunsteiner in die Gemeinde, drei Monate nach Gründung des Arbeitskreises »Gegen das Vergessen« und zwei Wochen nachdem er mit seinen Aktivitäten in Linden begann, ist es die erste Notiz, die an dieser Stelle zum Thema erfolgt. Aus welchem Grund, erklärt ein Mitglied der Stadtredaktion sinngemäß mit den Worten: »Wir haben lange darüber diskutiert und uns dann entschieden, über die Sache nichts zu bringen.« Welche Argumente dafür ausschlaggebend waren, ist nicht zu erfahren. Doch immerhin nimmt ein Redakteur an der Veranstaltung auf dem Lindener Markt teil und veröffentlicht später einen Vierspalter unter dem Titel: »Die Schuld der Schuldigen. Stilles Erinnern an das Konzentrationslager Majdanek.«

Tatsächlich verläuft die Veranstaltung ganz und gar nicht still. Schon das Aufstellen von Tischen bzw. Stählen und das Installieren einer Lautsprecheranlage sorgen für erste Aufmerksamkeit. Einige Schaulustige bleiben stehen; wenngleich in sicherer Entfernung auf einer Brüstung oberhalb des Platzes oder am Rande zur vierspurigen Durchgangsstraße hin. Als zwei Mitglieder des Arbeitskreises und ihr Gast Heiner Lichtenstein - Journalist, Buchautor und langjähriger, aufmerksamer Beobachter des Majdanek-Verfahrens - vor den Mikrophonen Platz nehmen, haben sich rund 80 Personen versammelt. Darunter viele aus dem Freundes- und Bekanntenkreis der Veranstalter sowie Mitglieder antifaschistischer und antirassistischer Initiativen. Weniger zahlreich erschienen sind Vertreter der VVN und der jüdischen Gemeinde. Jeweils einen Sprecher bzw. eine Sprecherin haben geschickt eine Gruppe, die Gräber von Zwangsarbeitern in der Stadt pflegt, sowie der Verein »Erinnern an die Zukunft«, auf dessen Betreiben hin sich die Stadt Bochum kürzlich zum ersten Mal veranlaßt sah, ehemalige jüdische Bürger zu einem offiziellen Besuch einzuladen. Zu den unbekannten Gesichtern zählen ein Dutzend Kinder und Jugendliche mit Baseball-Mützen auf dem Kopf und Skateboards unter dem Arm. Sonstige Bewohner des Stadtteils sind an einer Hand abzuzählen.

Zur Einführung in die Veranstaltung wird in knappen Worten berichtet, welche Aktivitäten der Arbeitskreis »Gegen das Vergessen« bisher unternommen hat und in welchem Zusammenhang diese mit Hermine Braunsteiner stehen. »Was wir wußten, war, daß sie auch während des Prozesses und der Jahre in Haft ihre Schuld nicht anerkannt hat, daß sie ungebrochen aus der Zeit hervorgegangen ist. Insofern sind wir der Meinung, daß sie ihre Taten persönlich repräsentiert. Auch heute noch. Und insofern finden wir es auch völlig legitim, hier zu sitzen und am Ort ihrer Anwesenheit daran zu erinnern, was war.«

Rund 320.000 Menschen lebten 1929 in Bochum, darunter 1.228 jüdische Männer und Frauen, von denen wiederum 22 zum Teil bereits seit Generationen im Stadtteil Linden zu Hause waren. Dazu zählten Sophie und Moses Röttgen, die ein Papier- und Dekorationsgeschäft betrieben, welches später von ihrer Tochter Elsa und dem Schwiegersohn Alexander Adler übernommen wurde. Letzterer wurde in der Reichspogromnacht verhaftet und nach Oranienburg gebracht, wo er wenig später an einer nicht behandelten Blutvergiftung starb. Seine Frau und deren Mutter tauchten Anfang der vierziger Jahre noch im amtlichen Bochumer Adreßbuch auf. Allerdings waren ihre Namen bereits mit dem damals zur Identifikation jüdischer Frauen vorgeschriebenen Zusatz »Sarah« versehen. Später wurden beide Frauen getrennt voneinander in eines der sogenannten »Judenhäuser« gebracht. Sieben dieser Sammelstellen, mit denen die Deportationen in die Konzentrationslager vorbereitet wurden, gab es allein in Bochum. Sophie Röttgen kam nach Theresienstadt, wo sie ermordet wurde. Ihre Tochter konnte nach Frankreich fliehen, ging nach dem Krieg nach Bochum zurück und verstarb schließlich bei ihrem Sohn in England. Auf eigenen Wunsch beerdigt wurde sie auf dem Friedhof der ehemaligen jüdischen Gemeinde Bochum/Witten.

Diese und die Geschichte der Familie Lipper, deren Textilgeschäft kaum einen Steinwurf vom heutigen Markt in Linden zu finden war, die Erlebnisse von Emil Röttgen, einem Metzger, der bereits 1933 als »unzuverlässige Person« vom Bochumer Viehmarkt vertrieben wurde; einige Fakten aus dem Leben von Max Salomon, der aus unbekanntem Grund ab Mitte der dreißiger Jahre aus den amtlichen Unterlagen der Stadt verschwindet: Sie alle wurden binnen weniger Wochen recherchiert und sind entsprechend unvollständig. Doch geben sie einen Einblick in das, was noch zu finden wäre. Vor allem, wenn

alteingesessene Lindener sich beteiligen würden. Wozu der Arbeitskreis »Gegen das Vergessen« - unterstützt von Heiner Lichtenstein, der zum weiteren Verlauf des Abend leider wenig Konkretes beizutragen hatte - als eine mögliche Konsequenz seiner Veranstaltung aufruft. Eine weitere verbirgt sich hinter der Frage der Organisatorinnen und Organisatoren, ob es wirklich wahr ist, daß die industrielle Vernichtung von sechs Millionen Menschen nichts anderes hinterläßt als eben die Toten. »Wir glauben nicht daran«, lautet ihre Antwort, »sondern (sind überzeugt,) daß alles dadurch geprägt ist, wir selbst und die Gesellschaft. Und daß dies heute vor allem dadurch deutlich wird, daß sich niemand mehr vorstellen kann, was passiert ist. Oder vorstellen will. Oder beides. Es gibt zwar verschiedene Formen des Gedenkens, die oft aber sehr weit weg vom realen Leben stattfinden. Weit weg von denen, die die Vernichtung zu verantworten haben, und weit weg von den Betroffenen.«

Mit derart abstrakten Ausführungen - es ist ihren Gesichtern anzusehen - können die nichtsdestotrotz bis zum Ende der Veranstaltung ausharrenden Skater-Fans wenig anfangen. »War okay«, lautet ihr einziger Kommentar zum Ablauf des Abends. Und es bedarf des Einsatzes einer Bauwagen-Bewohnerin, selbst mit Abstand jüngstes Mitglieds der ansonsten vornehmlich von »Alt-Autonomen« getragenen Initiative »Gegen das Vergessen«, um den Grund ihres Kommens zu erfahren. Der erste Teil der Antwort, wonach sie aufmerksam geworden seien »auf die komischen Plakate«, die auf einmal überall gehangen hätten, entspricht den Hoffnungen der Veranstalter. Der Zusatz, wonach »die Teile«, anders als sonst üblich, auch kaum abgerissen worden seien, freut das Herz. Die schlußendliche Erklärung aber sorgt für Ernüchterung. Denn nicht etwa die sorgfältig ausgewählte, inhaltliche Aussage des Plakates - der selbstbewußte Fingerzeig des Opfers auf die Täter - hatte es den Kinder und Jugendlichen angetan, sondern: »Da stand ja überhaupt nicht drauf, was du kaufen sollst.«

Nachtrag I

Die Veranstaltung auf dem Marktplatz in Linden fand nicht zuletzt deshalb unter freiem Himmel statt, weil ein evangelischer Pfarrer im Stadtteil - bekannt für seine liberale Haltung, wenn es etwa um die Probleme von Flüchtlingen geht - sich weigerte, den in Frage kommenden Gemeindesaal zur Verfügung zu stellen. Und dies nicht, weil ihm die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus unangenehm wäre, sondern einzig aus dem Umstand, daß sie aus Anlaß und in örtlicher Nähe von Hermine Braunsteiner gesucht wird. Was fortgedacht bedeutet: Solange die Täter und Täterinnen noch anwesend sind, sollte der Holocaust nicht thematisiert werden.

Nachtrag II

Beim Arbeitskreis »Gegen das Vergessen« hat sich bis heute - Ende Juni - niemand aus der Lindener Bevölkerung gemeldet, der oder die etwas zu sagen hätte.

Nachtrag III

Die Skater aus Linden haben sich mit ihren Kollegen aus dem Nachbarstadtteil zusammengetan, um gemeinsam etwas gegen die verstärkten Versuche der JN zu unternehmen, in den Schulen und Jugendheimen der Gegend Nachwuchs zu rekrutieren.

Konkret 08/97, S. 27

Joß Fritz, Samuel Salzborn

Nationale Sachpolitik

Ende Juni haben die »Heimatvertriebenen« eine eigene Partei gegründet. Dabei ging es nur ideologisch mit rechten Dingen zu

Die Bundesregierung läßt sich ihre Nebenaußenpolitik eine Menge kosten. Der Geldsegen, der auf die nach Osten, zum dort ansässigen deutschen Volkstum Strebenden niederregnet, kann sich sehen lassen. Eine Alimentierung besonderer Güte wird dabei den in Folge des Nationalsozialismus aus dem Land Gejagten - vulgo: den »Heimatvertriebenen« - zuteil. Der »Bund der Vertriebenen« (BdV) allein wird laut Regierungsentwurf in diesem Jahr fast 3,8 Millionen Mark erhalten, wobei seine Unter- und Vorfeldorganisationen separat in Millionenhöhe gefördert werden. Die Legalität der Vorhaben der Geförderten spielt dabei keine besondere Rolle. »Im Inneren müssen wir wieder zu einem Volk werden, nach außen gilt es etwas zu vollbringen, woran wir zweimal zuvor gescheitert sind: im Einklang mit unseren Nachbarn zu einer Rolle zu finden, die unseren Wünschen und unserem Potential entspricht«, wußte schon der Bundesminister für das Äußerste, Klaus Kinkel, in der »FAZ« zu berichten.

Damit der BdV nicht eines Tages vor dem Dilemma steht, ohne Fördermittel auskommen zu müssen und damit der deutschen Außenpolitik als Mittler auszufallen, ist seine Förderungsbedürftig- und -würdigkeit eigens geregelt. Laut Paragraph 96 des »Gesetzes über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge« soll das »Kulturgut der Vertriebenen« im »Bewußtsein der Vertriebenen und Flüchtlinge, des gesamten deutschen Volkes und des Auslandes« erhalten werden. Dabei werden Museen, Archive, Bibliotheken und andere Forschungsstätten finanziell gefördert. Was aber nun eine Parteigründung mit dem »Kulturgut« des organisierten Revanchismus zu tun hat, bleibt das Geheimnis sowohl der offiziellen als auch der inoffiziellen Vertreter bundesdeutscher Territorialpolitik.

Ende Juni fanden sich in Zwickau allerlei Deutschtumsvertreter zusammen, um die »Partei der Heimatvertriebenen und Entrechteten« (PHE) zu gründen. In deren Grundsatzprogrammentwurf findet sich, was hierzulande eben von Rechtsextremen zu erwarten ist: Die Bevölkerung Deutschlands werde durch »Volksvertreter, die fremde Interessen« umsetzen wollen, bevormundet. Deshalb solle Deutschland auch - »so lange dem deutschen Volk oder Teilen des deutschen Volkes das Recht auf politische und kulturelle Selbstbestimmung vorenthalten wird« - darauf verzichten, Entwicklungshilfe zu zahlen. Die übermächtige Nato würde eine »Deutschland demütigende Politik« betreiben, ihr »innerer Auftrag« bestünde darin, »Deutschland unten, Rußland draußen und die USA in Europa zu halten«. Im übrigen sei es unverantwortlich, daß die Deutschen »fortlaufend als Kriegsverbrecher gedemütigt« würden.

Bedeutsamer als derlei neofaschistische Platitüden der in der Tradition des von Alt-Nazis durchsetzten »Bundes der Heimatvertriebenen und Entrechteten« (BHE) stehenden PHE ist das Umfeld ihrer Gründung. Die Geschäftsstellen Gotha und Zwickau des »Bundes der Vertriebenen« zeichneten mit ihrer Anschrift verantwortlich für Vorbereitung und Koordination des Gründungsparteitages. Zwei Kreisverbände eben der Organisation, der eigentlich nur ihre »kulturelle« Arbeit gesponsort werden soll.

Beim Treffen der PHE hielt der BdV-Vizepräsident und Vorsitzende des BdV-Landesverbandes Thüringen, Paul Latussek, eines der Grundsatzreferate. Er hatte sich bereits in einem Interview mit der revanchistischen Wochenzeitung »Der Schlesier« - die von der linker Positionen durchaus nicht verdächtigen »Landsmannschaft Schlesien« wegen zu kraß rechtsradikaler Ausrichtung als Verbandsorgan abgestoßen wurde - für eine neue, von »nationaler Sachpolitik« getragene Partei eingesetzt.

Latussek genießt großes Ansehen bei der BdV-Basis, besonders bei den Verbänden in »Mitteldeutschland«, wie die ehemalige DDR im BdV-Jargon genannt wird. In einem Grundsatzartikel (»Neue Aufgaben für den BdV«), den Latussek im Nazi-Organ »Nation & Europa« veröffentlichte, hat er erklärt, wie sich der gemächliche Trab der BdV-Politik wieder in einen forschen Galopp verwandeln soll: »Es ist Aufgabe der deutschen Politik, mit Selbstbewußtsein und Mut zur geschichtlichen Wahrheit unserer Nation wieder den Platz in der Völkergemeinschaft zu geben, der unseren Traditionen, aber auch unserer Bedeutung als Kulturnation und Wirtschaftsmacht entspricht.« Dazu müsse den deutschen Vertriebenen »Mitbestimmungsrecht in der Heimat zu allen Fragen, die die Heimat betreffen«, eingeräumt und das »Ansiedlungsrecht« sowie der Anspruch auf das »Eigentum in der Heimat« durchgesetzt werden. Denn »unsere Landsleute sind als Deutsche in Deutschland geboren« und die jetzt in den nicht mehr großdeutschen Gebieten Lebenden seien verantwortlich für die »massive Unterdrückung des Selbstbehauptungswillens der Deutschen und ihrer deutschen Identität«.

Sicherheitshalber schreibt Latussek sein expansionistisches Programm nicht nur nieder, sondern referiert es jedem, der ihm zuhören will und kann. So auch der vom Verfassungsschutz als »größte rechtsextremistische Kulturvereinigung« eingestuften »Gesellschaft für Freie Publizistik« (GFP). Für seinen Auftritt bei einem Haufen, der den »geistigen Kampf gegen die Entstellungen in der deutschen Geschichtsbetrachtung, den unwahren Darstellungen der Ursachen und Hintergründe beider Weltkriege« (GFP-Eigendefinition) führen will, bekam Latussek deutliche Worte von seinem Präsidenten, Fritz Wittmann, zu hören. Der distanzierte sich von Latusseks Auftritt und zeigte sich besorgt, daß das

»Gesamtwohl des Verbandes beeinträchtigt« werden könnte. Wittmann habe seine Informationen »offensichtlich aus linksextremen Kreisen«, tönte es aus Erfurt zurück.

Was auf den ersten Blick nach kleinen Führungsstreitereien zweier Ostlandritter riecht, repräsentiert erheblich mehr: Wittmann auf der einen Seite verkörpert die legalistische Linie des BdV, die darauf abzielt, den Bund weiterhin als Empfänger von Geldern aus dem Staatshaushalt zu erhalten. Latussek hingegen, der »als Insider« weiß, »was die Menschen denken«, schert sich nicht um taktisch-legalistische Erwägungen. Großdeutschland als bloße Erinnerung und das Warten auf seine Wiederauferstehung am St.-Nimmerleinstag sind ihm zu wenig.

Sein Entschluß, die »Partei der Heimatvertriebenen und Entrechteten« zu unterstützen, ist ein weiterer Versuch, die BdV-Politik zu radikalisieren und revanchistische Ansprüche offen zu vertreten. Daß ihn sein Handeln aus dem BdV-Präsidium katapultieren bzw. daß sich Konsequenzen für die voreiligen BdV-Kreisverbände ergeben werden - aus Angst vor einem Versiegen der Finanzquelle -, ist ebenso undenkbar, wie formal und juristisch zwingend. Denn auch die Bundesregierung weiß, was sie an Latussek hat, und mag sich deshalb nicht von ihm trennen. So sitzt er im »Beirat für Vertriebenen-, Flüchtlings- und Spätaussiedlerfragen« beim Bundesinnenministerium, der die gesetzliche Aufgabe hat, die Bundesregierung »sachverständig« in diesbezüglichen Angelegenheiten zu beraten.

Joß Fritz ist Mitarbeiter des Hartmut-Meyer-Archivs der VVN/BdA; Samuel Salzborn ist Redakteur der antifaschistischen Zeitschrift »Der Rechte Rand«

Konkret 08/97, S. 28

Otto Köhler

Privatbesitz NS-Geschichte

Auf einer Tagung im ehemaligen Verwaltungsgebäude der IG Farben hat die deutsche Industrie sich ihrer braunen Vergangenheit angenommen - und wird sie wohl erst wieder hergeben, wenn sie weißgewaschen ist

Es war zum Sommeranfang 1997 alles so, wie es zu sein hatte. Die »Gesellschaft für Unternehmensgeschichte« nahm sich auf ihrer 20. Öffentlichen Vortragsveranstaltung eines Themas an, das einen der Gesamtleiter des zweitägigen Kongresses, den einschlägig renommierten Historiker Lothar Gall, in seinem Eröffnungsbeitrag zu der ehrlich gemeinten Warnung veranlaßte, bestimmte Erwartungen sollten wissenschaftliche Tagungen nicht einzulösen versuchen. Er warnte vor einer »Selbstgerechtigkeit der Nachgeborenen« und vor einem »zunehmenden moralistischen Pathos«. Kurz, diese Gesellschaft hatte 52 Jahre danach das Thema »Unternehmen und Unternehmer im Nationalsozialismus« ereilt.

Die »Gesellschaft für Unternehmensgeschichte« wurde 1976 als Kampforganisation gegen politisch nicht korrekte Geschichtsdeutungen gegründet. Sie sollte, so hieß es noch im vergangenen Jahr, ein »Gegenpol« sein zur »marxistisch orientierten Betriebsgeschichte der DDR« und »zu ideologisch befrachteten Historikern in West-Deutschland«. Denn mit der Gründung der »Gesellschaft für Unternehmensgeschichte« »wurde die Unternehmensgeschichte gewissermaßen privatisiert«. Das verriet einer der führenden Funktionäre dieser Vereinigung, der »FAZ«-Mitherausgeber Jürgen Jeske, letztes Jahr in seinen Begrüßungsworten zur 19. Tagung.

Inzwischen sind die falsch orientierten Historiker aus dem Osten längst abgewickelt und die befrachteten Historiker im Westen weitgehend vereinnahmt. Und da andererseits auch - wie man auf der Tagung nahezu fröhlich versicherte - die Unternehmer gestorben sind, die in der NS-Zeit tätig waren, und auch die von ihnen beeinflußten Nachfolger meist schon pensioniert wurden, konnte man sich endlich mit Schwung &s leidigen Themas annehmen.

Das Ambiente war gut gewählt. Man traf sich im Poelzig-Bau, wie die Gesellschaft jetzt schamhaft die IG-Farben-Festung an der Frankfurter Grüneburg nennt. Dort also, von wo der »Rat der Götter« - wie man die IG-Oberen nannte - seine Beihilfe leistete, um den Führer auf den rechten Weg zu bringen. Der zweite Gesamtleiter der Tagung, Professor Manfred Pohl, der fest angestellte Historiker der Deutschen Bank - er ist, das fügt sich, Schatzmeister der »Gesellschaft für Unternehmensgeschichte« -, hatte dafür gesorgt, daß das Arbeitspult des Hermann Josef Abs herbeigeschafft wurde, damit die freie Rede der eingeladenen Historiker vom richtigen Standpunkt aus erschalle.

Doch bei Henry A. Turner, dem wohlgeratenen Historiker von der Yale University, hätte es des Abs-Pultes nicht bedurft. Er weiß schon lange, was richtig ist, und versteht es vorzüglich, sein eigentlich entlarvendes Wissen über die Unternehmer im Dritten Reich so zu trimmen, daß irgendwie ein Widerstand gegen Hitler dabei rauskommt. Oder wenigstens ein Zustand der vergewaltigten Unschuld. Nur einige seien in die Verbrechen des Regimes »verwickelt« worden.

Turners Einführungsvortrag zur Tagung geriet letztlich zum Freispruch für das deutsche Unternehmertum. Bei den Ereignissen, die Hitler zur Macht brachten, habe es keine nennenswerte Rolle gespielt. Die Unternehmer seien allenfalls Mitläufer gewesen. Denn ihnen sei es nun einmal so gegangen wie allen anderen Berufsgruppen auch: Sie wurden - da muß man sie wirklich bedauern - »immer tiefer in den moralischen Sumpf des Dritten Reiches gezogen«. Aber, so erfreute Turner seine Zuhörer, auch bei ihm in den USA habe es nun einmal die ethische Maxime »My country, right o wrong« gegeben. Und da wäre es »anachronistisch«, würde man die deutschen Unternehmer nachträglich mit »Maßstäben von heute« richten. Nicht jeder habe nun einmal das Glück gehabt, so beendete Turner seinen Vortrag mit dem Zitat eines Industriellen, »durch vier jüdische Großeltern« davor »geschützt« zu sein, »in die Sünden des Nationalsozialismus« hineinzuschliddern. Ja, diese Juden haben es doch stets verstanden, sich Vorteile zu verschaffen.

Henry James von der Princeton University, der vor nicht allzu langer Zeit als Herausgeber eines als »kritisch« angekündigten Bandes über die »Deutsche Bank« hervorgetreten war, hatte am Abs-Pult einen festen Stand. Zwar ist an die Handakten von Hermann Josef Abs, die die Deutsche Bank nach der siegreichen Wende aus den Archiven der DDR reprivatisierte und in ihre Frankfurter Verliese schaffte, nicht heranzukommen. Und einer der professoralen Mitarbeiter von James erlaubte sich angesichts der zugänglich gemachten Archivalien »eine Bemerkung hinsichtlich der Grenzen ihrer Aussagefähigkeit«, nämlich: »So gibt es z. B. fast keine Protokolle über Vorstandssitzungen oder Sitzungen des Aufsichtsrats bzw. sonstiger wichtiger Ausschüsse.« Doch Abs' Pult vermittelte dem Historiker aus Princeton das richtige Feeling. Er räumte ein, daß die Banken bei der Arisierung jüdischen Vermögens »schwere moralische Schuld« auf sich geladen hätten - die Deutschen Bank etwa sei an der Arisierung von 330 Unternehmen beteiligt gewesen. Undankbar aber dürfen die Juden trotzdem nicht sein - es war ein echter Service. Denn, so James: »Hätten die Banken nicht in Deutschland den Verkauf von Vermögenswerten vermittelt, wäre es für die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung noch schwieriger gewesen, wenigstens den sehr dürftigen Anteil zu retten, den sie nach den staatlichen Bestimmungen behalten und ins Ausland transferieren durften.«

Schon gar nicht vergessen darf man, daß die Banken selbst NS-Verfolgte gewesen sind, denn: »Solange die nationalsozialistische Diktatur währte, führte die Partei regelmäßig Angriffe gegen die Banken und die Bankiers.« James kann das beweisen. In Duisburg habe 1933 die NSDAP-Kreisleitung der Deutschen Bank verboten, die Hakenkreuzfahne zu hissen. Und im schlesischen Hirschberg habe die örtliche Parteileitung Dia-Vorträge zum Thema »Wie sie betrogen, wie sie schoben« gehalten, bei denen auch eine Liste von »Spekulanten« aus der Deutschen Bank veröffentlicht wurde. Sie enthielt auch den Namen Stauß, der, mokierte sich James, doch gar »nicht jüdisch war«.

Wie gut, daß der Führer von diesen schlimmen Verfolgungen in Hirschberg wohl ebenso wenig erfahren hatte, wie der Deutsche-Bank-Spezialist James zu wissen schien, was Deutsch-Bankier Emil Stauß schon alles mit dem Führer getrieben hatte. Stauß hatte als Reichstagsabgeordneter der liberalen DVP schon 1930 Kontakte zum Führer aufgenommen und wollte 1931 bei einer gemeinsamen Yachtpartie mit Hitler und Göring seinen sofortigen Übertritt in die NSDAP vollziehen. Doch Hitler hielt ihn davon ab, weil »Sie sowohl in Ihrer Partei als auch als Präsident (gemeint: Vorstandsmitglied; O.K.) der Deutschen Bank mehr für uns tun können, wenn Sie sich nicht den öffentlichen Angriffen aussetzen.« Das hätte Turner, der das Buch eines Zeugen dieser Begegnung herausgegeben hatte, James in Frankfurt verraten können, wenn der es wirklich nicht gewußt haben sollte, aber für den Zweck der Tagung wäre das eher kontraproduktiv gewesen.

Irgendwann im Verlauf seines Vortrags wurde James dann doch sehr ernsthaft: »Der Historiker weiß, daß Hermann Josef Abs im Aufsichtsrat der IG Farben saß, aber nicht, ob sich dieser Aufsichtsrat jemals Gedanken über die Errichtung eines Betriebes in Birkenau gemacht hat, für den die Arbeitskräfte aus dem Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz kamen. Hätte er nicht etwas ahnen können?«

Ahnen? Der Aufsichtsrat der IG Farben wußte genug. Im Mai 1943, in einer Sitzung, an der laut Protokoll auch Aufsichtsratsmitglied Abs beteiligt war, machte man sich gemeinsam Gedanken über den Einsatz von - das war die Reihenfolge - Frauen, Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen. Den Vorsitz führte Carl Krauch, der sich schon 1941 bei Himmler KZ-Häftlinge für die Errichtung der IG Auschwitz bestellt hatte.

Ober Krauch und die IG Farben müßte Peter Hayes von der Northwestern University in Illinois einiges wissen, er hat jahrzehntelang darüber geforscht. Doch auch er wahrte am Abs-Pult im IG-Farben-Haus Diskretion, wo es nötig war. Zwar räumte er zum Auftakt seines Vortrages ein, die IG Farben sei der, wenn auch nur »mutmaßliche Mitgestalter und Hauptgewinner jener Politik von Autarkie, Aufrüstung, Aggression, Ausbeutung und Ausrottung, die Deutschland zur Ruine machte«, Auch habe der Konzern durch den direkten Ankauf von Arbeitskräften bei der SS Himmler einen Beweggrund gegeben, das KZ Auschwitz zu erweitern, was &rauf hinausgelaufen sei, daß es zum Zentrum des Massenmordes wurde. Doch das alles ist längst bekannt und schwer zu bestreiten.

Hayes aber hatte auch überraschende Neuigkeiten. Der Konzern sei, behauptete er, »der wichtigste industrielle Befürworter der Weimarer Republik« gewesen, was er daran zu erkennen vermochte, daß die IG als der »großzügigste finanzielle Unterstutzer der Wahlkämpfe der Demokratischen, Volks- und Zentrumsparteien und des Reichspräsidenten von Hindenburg« in Erscheinung getreten ist. Das ist richtig, und so gesehen war Flick der wichtigste Befürworter der freiheitlich demokratischen Grundordnung, da er doch auch ihre wichtigsten Vertreter ankaufte. Doch Hayes übersieht, daß weit mehr Geld zurückfloß, als die Interessengemeinschaft ab 1931 ihr Vorstandsmitglied Hermann Warmbold in die demokratisch nicht legitimierten Präsidialkabinette Brüning, Papen und Schleicher entsandte. Interessenvertreter Warmbold setzte am Kabinettstisch Ausfallbürgschaften für die Interessengemeinschaft durch.

Die bedeutsamere Begegnung zwischen Hitler und zwei IG-Vertretern am 25. Juni 1932 verharmloste Hayes zu einen Versuch, Angriffe der NS-Presse auf den IG-Konzern zu stoppen. Daß Hitler damals zusicherte, im Fall einer Regierungsüberahme die verlustreiche synthetische Produktion von Benzin aus Kohle - die IG stand vor dem Ruin - zu subventionieren, damit er in einem Krieg mit der alles entscheidenden Treibstoffversorgung autark sei - dies zu erwähnen, war hier nicht opportun. Lieber drechselte Hayes vor seinen dankbaren Zuhörern über das Ergebnis des Treffs - den Benzinvertrag von Dezember 1933 - einen Bandwurmsatz, in dem sich alles, was in den eineinhalb Jahren dazwischen geschah, gut verstecken ließ: »Mittlerweile führte aber der Leitgedanke, die Autarkie als Postpferd zu reiten, zu den Ironien der Geschichte, daß ausgerechnet Carl Bosch, der den Rassismus und das Führerprinzip geringschätzte, nicht nur den ersten großen Geschäftsvertrag mit der Hitler-Regierung, den Benzin- und Preisgarantie-Pakt von Dezember 1933, unterzeichnete, sondern auch, vermutlich um ihm den Weg zu bahnen, im Verlauf des Jahres mehr oder weniger freiwillige Spenden von über zwei Millionen an die NSDAP billigte und einen oft zitierten Aufsatz im September veröffentlichte, in dem er die verbesserte wirtschaftliche Atmosphäre im Lande der Entschlossenheit des Führers und seiner Regierung zuschrieb.«

Nun mal der Reihe nach von hinten. Bosch war weit weniger abstrakt, als es ihm Hayes zuschreibt. Die Entschlossenheit des Führers erkannte er an den KZs - »Arbeitslager« nannte er sie -, in denen die »verkommende Arbeitslosenjugend« schon bald wieder »zu fröhlichen Menschen, die auf ihre Arbeit stolz sind«, »umerzogen« würde.

Mehr oder weniger freiwillige Spenden? Die Millionenspende, die Bosch nach einem Großindustriellentreffen mit Hitler drei Wochen nach der Machtübergabe gewährte, erfolgte unter für die Industriellen unausweichlichem Zwang. Denn nur dann, wenn sie ordentlich Geld sehen ließen, hatte Göring den versammelten Industriellen am 20. Februar 1933 gedroht, werde die bevorstehende Wahl vom 5. März 1933 auch wirklich die letzte sein.

Eine Ironie, daß Bosch den Benzinpakt mit dem Führer unterzeichnete? Da zäumt Hayes sein Postpferd vom Schweif her auf Die Ironie lag auf der Seite des Geschäftsfreunds Hitler. Der ließ ausgerechnet seinen nur kurzfristigen Wirtschaftsstaatssekretär und ehemaligen Chefideologen Gottfried Feder - ja den, der von der Brechung der »Zinsknechtschaft« träumte und in das NSDAP-Programm den Punkt 13 einbrachte (»Konzerne, Syndikate und Trusts werden verstaatlicht«) - jenen Benzinvertrag unterzeichnen, der die Konzernvertreter des Großkapitals vor dem sicheren Ruin rettete und ihnen viele Millionen einbrachte. Dieser Führer, scheint es, hatte Humor.

Und eine Ironie deshalb, weil Bosch das Führerprinzip nicht mochte? Da ist aber sein offizieller Biograph Karl Holdermann ganz anderer Meinung: »Völliges Aufgehen in einer Aufgabe, Unduldsamkeit gegen jeden, der nicht den gleichen Leistungswillen zeigte, das waren Eigenarten von Bosch, die auch die Arbeiter seiner Werkstätten zu spüren bekamen.« Mitten in der Nacht, »wohl von einem geselligen Ereignis kommend«, habe er sich überzeugt, »ob alles in Ordnung und die Nachtschicht auf dem Posten war«.

Doch das sind die Peanuts. Völlig unverständlich ist nach dem Forschungsstand die Hayes-Behauptung, Hitlers Vierjahresplan zur Kriegsvorbereitung sei kein IG-Farben-Plan gewesen - es war das Vorstandsmitglied Carl Krauch, das auf Anregung Görings für Hitler die wirtschaftlichen Vorgaben für den Vierjahresplan ausarbeitete, und der fiel dann so aus, daß ohne die synthetische Produktion von Benzin und Buna durch die IG ein Krieg unmöglich gewesen wäre.

Dies und vieles andere zur IG-Geschichte hat Peter Hayes nicht erst jetzt vor der »Gesellschaft für Unternehmensgeschichte«, wo man solche Exkulpationen gerne hört, vorgetragen, sondern schon im Oktober 1995, ebenfalls im IG-Farben-Haus, auf einer - und hier beginnt der eigentliche Skandal - vom Fritz-Bauer-Institut zusammen mit der Hessischen Landesregierung veranstalteten Vortragsreihe (»Mythen, Macht, Gerechtigkeit? Zum 50. Jahrestag der Nürnberger Prozesse«). Fritz Bauer war jener hessische Generalstaatsanwalt, der als Außenseiter der von Altnazis beherrschten bundesdeutschen Justiz dafür gesorgt hatte, daß der Auschwitz-Prozeß stattfinden konnte.

Jetzt gehört Peter Hayes zum Kuratorium des Fritz-Bauer-Instituts und verkündet vor der »Gesellschaft für Unternehmensgeschichte« abermals, es sei nicht beweisbar, daß die IG-Auschwitz mit Blick auf die zur Verfügung stehenden Sklavenarbeiter gegründet worden sei. Das ist wichtig wegen der lästigen Entschädigungsforderungen. Man darf der IG alles Mögliche vorwerfen. Vorausgesetzt, das eine bleibt klar: Ihre Sklavenarbeiter hat sie sich nicht selbst bestellt.

Hayes vor der »Gesellschaft für Unternehmensgeschichte«: »Entgegen der weitverbreiteten Auffassung hatte die Auswahl des Werksgeländes Auschwitz wahrscheinlich wenig mit der Nähe des später berüchtigten Konzentrationslagers zu tun.« Ausgerechnet im Vortrag vor dem Fritz-Bauer-Institut hatte Hayes noch mehr Ausflüchte gewußt: »Es ist also wahrscheinlich, daß die IG Farben das Auschwitz-Gelände nicht wegen der Verfügbarkeit von Sklavenarbeitern auswählte. Die überlieferten Dokumente legen nahe, daß das Drängen des Regimes auf ein Gelände im Osten und bestimmte geographische Vorteile Ambros von dem Standort überzeugten, bevor sich die Möglichkeit, Insassen zu beschäftigen, ergab« (nachzulesen in dem ansonsten nützlichen, vom Fritz-Bauer-Institut herausgegebenen Jahrbuch 1996 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, *Auschwitz: Geschichte, Rezeption und Wirkung,* Campus Verlag).

Der Giftgasexperte Otto Ambros war das für Auschwitz zuständige Vorstandsmitglied aus Ludwigshafen. Die überlieferten Dokumente aber sagen dies: Am 11. Januar 1941 bekommt Ambros von der Mineralölgesellschaft einen Tip für seine Suche nach einem geeigneten Gelände für die neue Bunafabrik: Auschwitz. Kohlegruben seien in der Nähe, und vor Ort befinde sich ein Reservoir jüdischer Arbeitskräfte. Am 16. Januar diskutiert Ambros in Ludwigshafen - vom BASF-Standort aus wurde das Werk in Auschwitz geplant. Klarer Hinweis: Gleich neben der Stadt befinde sich ein Konzentrationslager für Juden und Polen. Am 25. Januar schreibt IG-Bauingenieur Max Faust während seiner Besichtigungstour seinem Chefingenieur Camill Santo einen Brief. Die Landschaft auf dem Weg nach Auschwitz sei außerordentlich schön, und im Süden des Ortes liege ein Konzentrationslager mit 20.000 Juden, etc.

Doch Hayes erklärt vor dem Fritz-Bauer-Institut: »Kein einziges zeitgenössisches Dokument, das die Auswahl des Geländes betrifft, erwähnt menschliche Arbeit als einen Faktor bei der Entscheidungsfindung - weder aus der Zeit zuvor noch aus der Periode, in der die Entscheidung fiel, d.h. zwischen dem 9. Januar und dem 6. Februar 1941, noch aus der Zeit danach, als über die Entscheidung reflektiert wurde.«

Noch am 23. April 1941, erzählt Hayes, habe Ambros in einer Besprechung über die Vorzüge des Standorts Auschwitz die »Versorgung mit Arbeitskräften mit keinem Wort« erwähnt. Wozu auch. Schon am 4. März hatte der IG-Aufsichtsratschef Krauch in seiner staatlichen Nebenfunktion als Generalbevollmächtigter für Sonderfragen der chemischen Erzeugung seinem IG-Kollegen Ambros einen Brief geschrieben: »Auf meinen Antrag und auf Weisung des Herrn Reichsmarschalls (Göring) hat der Reichsführer SS unter dem 26. Februar ds. Js. Folgendes angeordnet: 1. Die Juden in Auschwitz sind

raschestens auszusiedeln, ihre Wohnungen sind frei zu machen und für die Unterbringung der Bauarbeiterschaft des Bunawerkes freizumachen. ... 3. Der Inspekteur der Konzentrationslager und der Chef des V- und W-Hauptamtes« - des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes - »ist angewiesen, an Ort und Stelle sofort mit dem Bauleiter des Bunawerkes in Verbindung zu treten und das Bauvorhaben durch die Gefangenen aus dem Konzentrationslager in jedem nur möglichen Umfang zu unterstützen.«

Nach dem Hayes-Vortrag wurde der Generalbevollmächtigte der Degussa Michael Jansen als Sachverständiger zum Thema Chemie gehört. Er wenigstens hatte sich nach dem Skandal um das Nazi-Gold in der Schweiz gut vorbereitet. Er bestätigte, daß der Vorwurf berechtigt sei, sein Konzern habe sich vor 1945 darum beworben, Gold und Silber ermordeter Juden einzuschmelzen. Ob es sich dabei auch um Zahngold gehandelt habe, dafür habe man allerdings noch keine Belege gefunden. Die Degussa-Geschichte solle jetzt in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Weltkongreß von Historikern untersucht werden.

Nicht programmgemäß war allerdings die Intervention von Brigitte Axster, der Tochter eines 91jährigen ehemaligen Degussa-Direktors. Sie berichtete, daß unter ihrem Vater 500 Zwangsarbeiter aus Auschwitz beschäftigt worden waren. Sie hatte für fünf noch Überlebende die Degussa um eine Entschädigung gebeten und wurde mit der Begründung abgewiesen, es gebe für die Degussa dazu keinen Anlaß. Vielleicht bringt ihre Intervention für die fünf, so sie noch leben, doch einen späten Erfolg. Jansen bat - öffentlich - Frau Axster, sie möge ihn noch einmal anrufen.

Nicht erwähnt wurde in Frankfurt allerdings, daß die Degussa zusammen mit der IG Farben die Firma Degesch betrieb, die jenes Zyklon B herstellte, mit dem die Juden in Auschwitz und anderswo wie in einem industriellen Verfahren vernichtet worden sind.

Hans Mommsen, der ebenfalls zum Vortrag geladene Volkswagenhistoriker, zeigte sich an diesem Ort eher lobenswert. Diese Gesellschaft stank ihm nun doch. Er fand den Ausdruck, der über die Begriffe Schuld und Versagen hinaus den Anteil der Unternehmer am Dritten Reich besser beschreibt, den der »stillen Teilhaberschaft« am Regime und seinen Verbrechen. Mommsen betonte - warum nicht gleich so? - am Beispiel des beträchtlichen eigenen Handlungsspielraums des Volkswagenwerkes, wie sehr es als aktiver Komplize des Regimes fungiert hatte. Ähnlich wie bei der Wehrmacht habe es in der Wirtschaft eine weitgehende Konvergenz von industriellen Interessen und Naziregime gegeben.

Richtig. Das Institut am Hamburger Mittelweg wäre gut beraten, wenn es der Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht eine ähnliche über die Verbrechen der deutschen Industrie folgen ließe.

Konkret 08/97, S. 33

Jürgen Elsässer

Marx bless America

Von Schwarzafrika bis Osteuropa: Die USA hängen ihre Konkurrenten ab und verwirklichen die Globalisierung

Wie sehr die Europäer in Amsterdam, New York, Denver und Madrid 3 auch gequengelt und gezappelt haben, nach Abschluß des internationalen Konferenz-Marathons des Jahres 1997 stehen die USA als einsamer Sieger in der innerimperialistischen Konkurrenz da. Innerhalb der Nato haben sie mit obszöner Offenheit ihre Version der Ost-Erweiterung durchgesetzt, ihren Anspruch auf die wichtigsten Führungsposten - etwa das Nato-Kommando Süd - ultimativ bekräftigt und Frankreich zum Verzicht auf die Reintegration in die Militärstruktur gezwungen. Die G 7 wurde auf Clintons Veranlassung für Moskau zur G 8 erweitert, Rußland erhält damit Zugang zum Pariser Club der Gläubigerstaaten und wird mit dessen Rückendeckung seine Schulden beim US-Lieblingsfeind und EU-Handelspartner Kuba eintreiben. Helmut Kohl und andere selbsternannte Fürsprecher des Regenwaldes durften beim Erdgipfel »Rio plus fünf« ein wenig Dampf ablassen, ohne daß die USA zu irgendwelchen Öko-Verpflichtungen hätten gebracht werden können. Last not least endete die EU-Regierungskonferenz in Amsterdam im »Fiasko« (Delors), sie hat die militärische Vereinheitlichung der EU gar nicht und die währungspolitische nur um den Preis einer Aufweichung der »Stabilitätskultur« (Bundesbankpräsident Tietmeyer) voranbringen können - damit ist kein Staat und kein Imperialismus zu machen.

Als Hauptfaktor der neuen amerikanischen Erfolgsstory wird aus unterschiedlichsten Motiven Clintons Wirtschaftswunder angeführt: Seit seinem Amtsantritt ist das Bruttoinlandsprodukt in jedem Jahr stärker gewachsen als das der G-7-Länder im Durchschnitt; von 1992 bis 1996 wurde das Haushaltsdefizit um mehr als 75 Prozent abgebaut und liegt jetzt bei 1 Prozent - die EU-Staaten erreichen mehrheitlich nur mit Mühe die Maastricht-Grenze von 3 Prozent; die Arbeitslosigkeit ist in den USA auf den Stand von 1973 gefallen, über 12 Millionen Jobs wurden neu geschaffen. (Nota bene: Daß es sich dabei um prekäre und miserabel bezahlte Stellen handelt, ist kein Kriterium in der zwischenimperialistischen Konkurrenz - entscheidend ist die Entlastung des Staatsbudgets für Arbeitslosen- und Sozialhilfe und die Erhöhung der Mehrwertmasse.)

Die Vereinnahmung dieses Modells durch BDI und BDA ist demagogisch, denn der US-Boom ist gerade keine Konsequenz weltmarktorientierter Standort-Politik - nach wie vor fahren die USA große Außenhandelsdefizite ein -, und die Bundesbank-Philosophie vom knappen und deswegen harten Geld findet jenseits des Atlantiks keine Entsprechung - nach wie vor ist die Inflation dort doppelt so hoch wie in der BRD, während die Zinsen für langfristige Kredite, die für investitionswillige Unternehmer entscheidend sind, inflationsbereinigt deutlich unter den deutschen liegen. Schlüssiger ist der Ansatz von Oskar Lafontaine, Clintons Wirtschaftspolitik gegen die deutschen Neoliberalen zu lesen. Der Bundesregierung wirft Lafontaine vor, daß sie »bei hoher Preisstabilität mit einer staatlich unterstützten Senkung der Kosten real abzuwerten versucht und die Partner damit in die Deflation treibt« (»FAZ«, 27.6.97). Diese »deutsch-nationale Angebotspolitik« (Lafontaine) beschere der Bundesrepublik zwar gewaltige Handelsüberschüsse beim Export - das Jahr 1996 brachte mit 100 Milliarden Mark einen neuen Rekord, 1997 soll noch besser werden -, aber auf Kosten der anderen EU-Staaten. Lege man hingegen die EU-Ebene zugrunde, mache die Weltmarktorientierung wenig Sinn, denn die EU-Staaten wickeln 90 Prozent des Handels untereinander ab und exportieren nur zehn Prozent in den Nicht-EU-Raum. Der EU-Binnenmarkt könnte also eine ähnliche Wachstumslokomotive sein wie der US-Binnenmarkt, wenn ihn - so Lafontaines Ceterum censeo - Bundesregierung und Bundesbank nicht aus nationalem Egoismus zerstören würden. Lafontaines Empfehlung: staatliche Konjunkturprogramme, Bereitstellung von billigem Kreditgeld für Neuinvestitionen, Schluß mit dem Drei-Prozent-Fetischismus bei den Maastrichtkriterien, dadurch fristgerechte Schaffung eines Euro-Währungsraumes mit vielen Teilnehmerländern.

So klug Lafontaines Kritik an den Neoliberalen vom Standpunkt des aufgeklärten Kapitalisten aus ist, so unrealistisch sind seine Gegenvorschläge: Die rigide Geldpolitik zu lockern, Inflation und einen weichen Euro zuzulassen - das würde zu Kapitalabfluß aus der Euro-Zone führen. In einer Gesellschaft mit Privatbesitz an Produktionsmitteln kann Geld nur dann seine Rolle für die Zirkulation des Kapitals spielen, wenn es stabil ist - sonst flüchten die Kapitalisten in ein geeigneteres »allgemeines Wertäquivalent« (Marx). In kleinem Maßstab hat dieser Prozeß sogar schon begonnen: Seit im Dezember 1996 auf dem EU-Gipfel von Dublin erkennbar wurde, daß Waigels Stabilitätspakt aufgeweicht werden würde, haben sich die internationalen Finanzmärkte wieder auf den Dollar verlegt - mit den Wahlerfolgen von Blair und Jospin sowie mit der Konferenz von Amsterdam hat sich sein Höhenflug weiter verstärkt. »Die Flut von Dollaremissionen, die den internationalen Kapitalmarkt in der letzten Woche überschwemmt hat, widerspiegelt eine wachsende Skepsis der Anleger gegenüber der europäischen Währungsunion«, bilanzierte die »Neue Zürcher Zeitung« nach Abschluß der EU-Regierungskonferenz. Broker und Banker haben Waigels Bluff (»Ich habe in nichts, gar nichts, rein gar nichts nachgegeben«) durchschaut: Einen von den Deutschen gewünschten Strafautomatismus beim Euro-Stabilitätspakt gibt es nicht, die letzte Entscheidung fällt immer der EU-Ministerrat. Dort aber haben, spätestens seit dem Regierungsantritt der Sozialisten in Frankreich, Staaten eine Mehrheit, die keynesianische Beschäftigungspolitik nicht für eine Todsünde halten

und folglich bei den im Pakt vorgesehenen Milliardenbußen für Haushaltsverfehlungen großzügige Ausnahmen genehmigen werden.

Die USA ihrerseits können sich die nachfrageorientierte Politik nach dem Gusto Lafontaines erlauben und trotzdem globales Anlagekapital attrahieren, denn der Dollar ist immer noch die Weltwährung - zwei Drittel des Welthandels werden auf Dollarbasis abgewickelt. Die US-Währung wird rund um den Globus bevorzugt, weil sie nach wie vor, auch nach der Aufhebung der Goldbindung im Jahre 1971, durch Metalle gedeckt ist - nämlich durch Blei und Plutonium. Weniger metaphorisch gesagt: Weil das Pentagon mit Ledernacken und Atomwaffen dafür garantiert, daß der materielle Gegenwert für jeden einzelnen Dollar notfalls gewaltsam beigebracht werden kann. Im Unterschied dazu sind die Versuche der EU, eine ähnlich vertrauenerweckende Deckung für den künftigen Euro zu installieren, kläglich gescheitert.

Gelegenheit zum direkten Vergleich bieten die aktuellen Ereignisse in Schwarzafrika, wo die Konkurrenten als Antagonisten aufeinanderprallen: Dort reißen sich die Vereinigten Staaten die Reste des französischen Kolonialreiches, einige der rohstoffreichsten Gebiete der Welt, unter den Nagel. Die Front zieht sich durch mehrere Staaten: Auf der einen Seite Frankreichs Zögling Mobutu, die mit ihm verbündeten Hutu-Faschisten in Ruanda und Burundi und die ebenfalls mit ihm verbündeten angolanischen Contras der Unita. Auf der anderen Seite wurde Kabila von Tutsi-Bataillonen aus Ruanda und Burundi sowie von Hilfstruppen der ex-marxistischen Regierungspartei MPLA aus Angola und Söldnern aus Uganda unterstützt. Der Vormarsch nach Kinshasa gestaltete sich für ihn deswegen so einfach, weil die USA ihm jeweils die aktuellen Luftbilder ihrer Satelliten zur Verfügung stellten und er so gegnerische Truppenkonzentrationen leicht umgehen konnte. Nach dem Sturz Mobutus wird in derselben Konstellation an anderen Fronten weitergekämpft: Die angolanische Erdölenklave Kabinda verteidigen MPLA-Regierungstruppen gegen Unita und Mobutu-Milizen, militärisch unterstützt werden sie nicht wie früher von den Kubanern, sondern von den USA und Israel. In Kongo/Brazzaville war Präsident Lissouba »durch israelische Vermittlung mit amerikanischen Waffen im Wert von zehn Millionen Dollar auf den Bürgerkrieg vorbereitet worden«, schreibt die »FAZ« am 25. Juni. Und weiter: »Paris, so heißt es in Brazzaville, soll bereit sein, (den früheren Präsidenten) Sassou-Nguesso umgehend mit Rüstungsgütern zu versorgen.«

Auch in der frankophonen zentralafrikanischen Republik gibt es schon Kämpfe, in Gabun und Cóte d'Ivoire steigt die Spannung. Der Grund des amerikanischen Eingreifens ist ganz profan: Lissouba und Kabila wollen Erdölkonzessionen nur noch an US-Konzerne vergeben, während Sassou-Nguesso die französische Elf-Acquitaine bevorzugt, ebenso wie es auch Mobutu tat; das angolanische Kabinda wird von Gulf Oil ausgebeutet. Kein Wunder, daß Kohl mit Hilfe von Greenpeace den Amerikanern in Sachen Umweltverschmutzung die Hölle heiß macht: Die USA haben jetzt von Kalifornien über Schwarzafrika und Nahost bis nach Afghanistan fast ein Monopol auf die fossilen Energiequellen, da können Ölimporteure wie die BRD nur noch hoffen, daß endlich das Solarzeitalter kommen möge.

Nur eine weltweite Kanonenbootpolitik sichert dem Dollar seine Solidität, die er angesichts chronischer US-Handelsdefizite gar nicht haben dürfte - das ist die böse Wahrheit, von der Clinton-Fan Lafontaine nicht sprechen will. Die Weltwährung Nr. 1 wird nicht von der Federal Reserve, sondern vom Pentagon verteidigt - ökonomische Stärke verdankt sich im Kein außerökonomischer Gewalt. Allerdings: Je erfolgreicher die USA bei der Durchsetzung eines internationalen Gewaltmonopols sind, um so eher können sie auf barbarische Hilfstruppen verzichten, um so mehr setzten sich weltweit bürgerliche Verkehrsformen durch. Die Förderung der ultra-fundamentalistischen Taliban ist nur die Ausnahme, die diese Regel bestätigt - ansonsten hat die US-Außenpolitik in der letzten Dekade in Lateinamerika, in Südafrika und jetzt in Schwarzafrika die Ablösung schlimmster Folter-Diktaturen bewirkt, die sie noch zu Zeiten des Kalten Krieges gestützt hatte. So sind die USA der Vollstrecker des geschichtlichen Auftrages der Bourgeoisie geworden, dessen Ausführung Marx im »Manifest« schlappe 100 Jahre zu früh erwartet hatte: »Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarktes die Produktion und die Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. ... Die Bourgeoisie reißt durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrument, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigen Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzuführen, d.h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem Bilde.«

Marx' Beurteilung der Bourgeoisie ist dialektisch: Er, der ihren Sturz vorbereiten helfen wollte, erkannte andererseits an, daß sie »in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt« habe. Die Adaption dieser dialektischen Methode für das imperialistische Zeitalter ist Lenin reichlich mißglückt: Seine Theorie vom »Selbstbestimmungsrecht der Völker« legte den Kommunisten nahe, sich mit den angeblich unterdrückten Völkern zu verbünden, um genau das zu verhindern, was Marx so positiv gefunden hatte: daß der kosmopolitische Kapitalismus »auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation reißt«. Marx hatte demgegenüber nicht den nationalen, sondern den sozialen Befreiungskampf bevorzugt: »In dem Maße, wie die Exploitation des einen Individuums durch das andere aufgehoben wird, wird die Exploitation einer Nation durch die andere aufgehoben.«

Die jetzt erneuerte Pax Americana kann also für Linke kein Anlaß sein, in die Klagelieder von Nationalisten und Eurochauvinisten einzustimmen, die nur die kommenden transatlantischen Kriege ideologisch vorbereiten helfen. Indem die Amerikaner die Globalisierung der Wirtschaft durchsetzen, schaffen sie auch die Voraussetzung zur einzig möglichen emanzipatorischen Aufhebung ihrer Herrschaft: durch die weltweite Assoziierung der Produzenten.

Konkret 08/97, S. 34

Thomas Deichmann

In diesem Sinne - Nur ein toter Serbe ...

»Danke, Deutschland!« schmetterten kroatische Schlagerinterpreten nach der Anerkennung ihrer Republik »Danke, Mrs. Albright!« schwärmte der »Taz«-Bosnienexperte Erich Rathfelder nach der Erschießung des ehemaligen Polizeichefs von Prijedor Simo Drljaca, durch SFOR-Truppen: »Aber, bitte, lassen Sie die Nato-Militärs wissen, daß die Gesuchten lebend gefangen werden müssen. « Rathfelders Gnadengesuch war auch ein Appell an die Geduld der berüchtigten Vollstrecker der britischen SAS, denn eine Aussage des »KZ«-Chefs vor dem Tribunal in Den Haag wäre Rathfelder wichtiger gewesen als Dr1jacas sofortige Liquidierung.

Die USA haben in Prijedor zum zweiten Mal eine neue Strategie ausprobiert. Seit dem 27. Juni weiß die Welt bereits, daß es »nichtöffentliche« Tribunalsanklagen gibt Damals wurde - als erste Probe auf die neue Strategie - Slavko Dokmanovic, der ehemalige Regierungspräsident des Bezirks Vukovar verhaftet. Er wurde zu einem Treffen mit dem UN- Verwalterin Ostslawonien geladen, in einen Hinterhalt gelockt, festgenommen und nach Den Haag überstellt. Ähnliches sollte nun Drljaca und Milan Kovacevic widerfahren - beide einst leitende Funktionäre im Krisenstab der bosnischen Serben in Prijedor Kovacevic sitzt jetzt in Den Haag ein - anders als Drljaca, der sich seiner Verhaftung beim Angeln mit Sohn und Schwager widersetzte und einem SFOR-Soldaten ins Bein schoß. Ein Brustschuß war die Antwort.

Wer sonst noch auf der geheimen Anklageliste steht, bleibt das große Geheimnis. Nach dem Schuldspruch gegen Dusko Tadic, sich am Bürgerkrieg beteiligt zu haben, darf sich nun aber jeder Serbe angesprochen fühlen. Und warum die momentane Zuspitzung? Im September sind OSZE- Wahlen für die bosnischen Kommunalparlamente. Und bis dahin sollen wohl all jene, die nicht nach der Nato-Pfeife tanzen, aus dem Verkehr gezogen werden. Das gilt auch für Radovan Karadzic, der bis September zumindest mundtot gemacht werden soll. Peter Münch von der »SZ« hat den Marschbefehl schon ausgegeben: » Von Prijedor aus muß der Marsch nach Pale gehen. Ein Spaziergang wird das sicher nicht - Karadzic ist jetzt gewarnt, seine Leibgarde für die Schlacht gerüstet. «

Konkret 08/97, S. 34

Wolfgang Müller

In diesem Sinne - Für eine Handvoll Reis

Die Übergabe der britischen Kolonie Hongkong an China lieferte den Medien ein Thema fürs Sommerloch und Theo Sommer Gelegenheit zum Räsonnieren über die Gefahren für die Demokratie: »Die Bürger Hongkongs müssen die Freiheit künftig mit kleineren Schriftzeichen schreiben. « Aber die Kronkolonie ist niemals eine bürgerliche Demokratie gewesen.

In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts machte Großbritannien die Insel Hongkong zur Kolonie. Später kam Kowloon auf dem Festland dazu, dann pachtete die Kolonialmacht noch die »New Territories« als Hinterland für die expandierende Kolonie. Der Pachtvertrag lief zum 30. Juni 1997 aus. Die Macht- und Gewaltausübung lag allein bei der Kolonialverwaltung. Erst nach der Einigung im Jahr 1984 zwischen Großbritannien und der VR China über die Rückgabe der Kronkolonie hat die Kolonialmacht die Kolonialgesetze etwas gelockert. Plötzlich erließ sie eine Menschenrechtsdeklaration mit 23 Artikeln, nach der jeder Bürger die Verwaltung wegen Verletzung seiner Rechte verklagen kann. In den Legislativrat, der die Kolonialmacht und ihren lokalen Statthalter beraten durfte, durfte in den letzten fünf Jahren eine Minderheit der Sitze in direkter Wahl besetzt werden. Die Mehrheit blieb den Berufsverbänden, Handelskammern etc. vorbehalten - also den Vertretern der Britisch Hongkonger Multis und den wirtschaftlich eng mit den Partei- und Armeespitzen der VR China verbandelten Familienelans der chinesischen Milliardäre. Offiziell existierte keine Pressezensur praktisch kontrollierten große Kapitalgruppen die Medien. Wahlrecht, Koalitionsfreiheit und Streikrecht gab es nicht. Kündigungsschutz und soziale Sicherungssysteme existierten nicht.

Die wirklichen Sorgen der multinationalen Konzerne, die Hongkong als Drehscheibe ihres China- und Asienhandels nutzen, sind andere: Hongkong hat gegenwärtig niedrigste Steuersätze, keine Arbeitgeberkosten für die Sozialversicherung, eine für die Investoren effiziente öffentliche Verwaltung, eine verhältnismäßig wenig korrumpierte Polizei sowie ein auf dem britischen Common Law basierendes Rechtssystem mit unabhängigen Gerichten, das dem Kapital Rechtssicherheit gewährt. Das ist der Kern des Lamentos um die Hongkonger Freiheiten. Die Investoren wollen auch künftig nicht behandelt werden wie McDonald‘s in Peking, das auf Anordnung der Verwaltung trotz eines 20-Jahre-Mietvertrags seine Filiale schließen sollte.

Da sei der in den Medien zum Helden der Demokratie hochstilisierte Martin Lee vor dessen Demokratische Partei bei den letzten Wahlen zum Legislativrat die absolute Mehrheit der abgegebenen Stimmen bekam. Seine erste Tat als frischgebackenes Ratsmitglied: Erforderte eine weitere Senkung der Unternehmenssteuern.

Konkret 08/97, S. 34

Joachim Rohloff

In diesem Sinne - Bitte meucheln

Und schon wieder mußte sich Minister Rühe künstlich aufregen: Die Wehrpflichtigen der Bundeswehr. die während eines Manövers Vergewaltigung, Kopfschuß und Kreuzigung übten und sich dabei filmen ließen, will er mit dem Strafrecht verfolgen. Aber muß man denn immer gleich das Schlimmste annehmen? Daß hier Soldaten des Jägerbataillons 571, die sich selbst »Söldner« nannten, ihren Unmut über die Schlappschwanzarmee ausdrückten, in der sie dienen mußten?

Gewiß hatten sie nicht dem Küchenbullen zeigen wollen, was ihm widerführe im Fall, es gäbe noch einmal Erbseneintopf Auch »der Kunstvorbehalt versagt angesichts dieses Machwerks« (Ulrich Raulff, »FAZ«). Vielleicht aber ging es um »Entwirklichung: aus der Realität zu beseitigen, was anders nicht zu ertragen ist, es aufzuheben in Imagination«? Vielleicht mußten sensible junge Männer die Schreckensbilder vom Krieg in Bosnien nachstellen, um sie aus ihren Alpträumen zu verbannen?

Plausibler ist etwas anderes. Nicht-Action- und Horrorfilme inspirierten das perverse Bundeswehrvideo, sondern Unterhaltungsprogramme wie »Bitte lächeln« oder »Pleiten, Pech und Pannen«. Um für Sekunden die gläserne Mauer der Mattscheibe zu überwinden, die in unserer medialen Klassengesellschaft Stars und Fans voneinander trennt, kippen Mütter ihre Babies aus dem Kinderwagen, lenken erwachsene Männer ihr Fahrrad in den Pool. Das Bedürfnis, einmal hervorzutreten aus der uniformen Masse, ließ die Hammelburger Sieben ein Filmdokument fälschen, wie es bei Manövern zu Lehrzwecken hergestellt wird: Soldaten treten zur Vergewaltigung an, am Ende aber stellt sich heraus: Das Opfer war ein Kamerad. Max Schautzer fand das nicht so witzig und lehnte den Beitrag ab. Nun ist Ulrich Meyer darauf hereingefallen.

Konkret 08/97, S. 36

Kunst & Gewerbe

Thema ...

In ihrem Kommentar zu Heinrich Breloers Film »Todesspiel« entdeckte die »Taz«-Redakteurin für Film und Geisteswissenschaften, Mariam Niroumand, in ihrem »alten Feind Helmut Schmidt« einen neuen Freund, dem sie den folgenden Satz ins Familienbuch schrieb: »Im Grunde war Schmidt *Antigone;* nur daß er seinen Bruder begraben mußte, *obwohl* er sich für Kreon und den Staat, statt für das Blutgesetz entschieden hat.« Wir baten Autorinnen und Autoren, wenn möglich, eine Exegese dieser Phrase zu unternehmen.

...und Variationen

Er, Schmidt, hätte aber genausogut, sagen wir, Odysseus sein können, der die tauben Sirenen nicht sah, obwohl er unter Deck bei den Rudersleuten ein Pläuschen hielt. Obschon er auch als Achilleus, der sich ins eigene Knie schießt, halt: schneidet, gut und gerne durchgegangen wäre, *sofern* er selbst Alexander, Amphitryon und dem Antichristen noch heute in fast nichts nachsteht? Bzw. -stünde? Während die Rolle eines Johannes des Täufers als intermedierendes Crossover zur Orleans-Jungfrau verwirrungs- und ermittlungstaktisch auch *nicht* übel, der Thomas Münzer oder besser: der Wilhelm Tell aber dito nicht schlecht gepaßt haben würde - abgesehen von Ödipus, der im Grunde aus Versehen seine Mutter umbrachte, obwohl er von der Tochter seines Vaters ein Kind eingehandelt bekam, das ihm der Großmutter so ähnlich schien, daß er's bei den sieben Geißlein einsperrte und darauf irrtümlich den geistigen Bruder erschoß, seinen Enkel aber adoptierte - aus Staatsräson; oder umgekehrt?

Jürgen Roth, freier Autor,

Frankfurt

Zu Schmidt fällt mir eher Penthesilea ein.

Harry Rowohlt, freier Autor und Übersetzer

Hamburg

Das erinnert mich an eine Anfrage an den Sender Jerewan. Stimmt es, daß Berija am 1. Mai 1932 Stalin erschießen wollte? Im Prinzip ja. Aber es war nicht am 1. Mai, sondern zum Jolkafest. Und er wollte nicht nur - er hat auch getroffen. Und es war nicht Stalin, sondern sein Datschenhund.

Mathias Wedel, Publizist,

Berlin

Ich finde das sehr lustig.

Bernd Rauschenbach, Sekretär der Arno Schmidt Stiftung Bargfeld

So unsinnig der Satz auf Anhieb klingen mag - es läßt sich doch alles logisch auflösen: In dem Moment nämlich, da Schmidt (mit welcher abstrusen Begründung auch immer) zu Antigone wird, wechselt Mariam Niroumand schnurstracks von der Anti-Schmidt-Fraktion zur Schmidt-Fraktion. Das Anti verflüchtigt sich; löst sich, wenn man so will, in Luft auf Es ist, wie der Engländer sagen würde - gone.

So herum stimmt's dann wieder und macht »im Grunde« wohl auch irgendwie Sinn. *Holm Friebe, freier Autor Berlin*

Auf einmal ist Helmut Schmidt ein so großer Mann, daß es schier nur unter Herbeizitierung der griechischen Tragödie zu ermessen ist, wie er in schwerer Zeit das Land lenkte und aus großer Not führte. Aber reicht es denn nicht, ihm die Hand zu reichen, muß man ihn wirklich »Antigone« nennen? Wo er doch gar nicht schwul ist! Und hat Frau Niroumand nicht gehört, wie er stolz darauf hinwies, daß diese Terroristen es mit »Frontsoldaten« zu tun hatten und nicht mit Willy Brandt oder Herbert Wehner? Aber hallo! Da spricht nun doch die deutsche Wehrmacht und nicht Sophokles.

Iris Hanika, freie Autorin, Berlin

Niroumand will sagen: Helmut Schmidt ist wie ich, ich bin wie Antigone, und Antigone ist wie Edith Clever. Währenddessen ist H.M. Schleyer wie Polyneikes, und Eteokles ist wie Baader, alle vier ähneln sie ein wenig Heiner Lauterbach. Gemeinsam ist aber allen Genannten, daß sie eine Eins plus im deutschen Aufsatz hatten und beim nächsten Bundespressefest auftreten. Wenn sie nicht gestorben sind.

Stefan Ripplinger freier Autor, Berlin

Wenn aber Antigone im Grunde Helmut heißt und Schleyer in Wirklichkeit Polyneikes, ist dann Kreon ein Anagramm von - Noerk? Okrne? Von *Knor(k)e* womöglich? Na klar. Was aber meint das »Blutgesetz«? Zwangsinfusionen? Den Rhesus(affen)faktor (= RAF)? Schmockstück Labrian Degoutant hebt sich die Deutung noch auf Muß ja was da sein für den nächsten Essay.

Kay Sokolowsky, freier Autor Hamburg

Richtig, Schmidt war Antigone, der es sich *im Grunde* auch nicht nehmen ließ, während der Beerdigung seines Bruders den Chor der thebanischen Greise (Wischnewski, Strauß, Wehner u.a.) nach seiner Pfeife wild um den Kreon-Bungalow (wo ja gerade die erste Lesung des später vom Parlament verabschiedeten Blutgesetzes vorbereitet wurde) herumtanzen und dabei mehrmals mehrstimmig singen zu lassen: »Bringt mir die Eier von Hanns Martin Schleyer!« War das ein Drama! Und Schmidt spielte dazu tragisch auf der Sophokles-Orgel.

Fritz Tietz freier Autor Hamburg

Dazu möchte ich mich lieber nicht äußern.

Susanne Fischer, Mitarbeiterin der Arno Schmidt Stiftung Bargfeld

Soraya Niroumand hat leider überhaupt nicht recht: *Im Grunde* bin nämlich ich Helmut Schmidt, Hanns Martin Schleyer aber ist Hans Zippert und Captain Mahmoud Thomas Gsella. Das wird in der August-Ausgabe der »Titanic« einwandfrei bewiesen (mit vielen Farbfotos!). In dem Heft haben wir uns die Sache des Staates einmal mehr zu eigen gemacht, was ja nun wirklich nicht das Schlechteste ist, sondern eher richtig gut. *Christian Schmidt, freier Autor. Frankfurt*

Man sollte Harald bzw. seinen Bruder Christian Schmidt nicht in diese Sache hineinziehen. Als Mitunterzeichner der Nürnberger Blutgesetze haben sie sich eindeutig gegen unseren demokratischen Rechtsstaat entschieden. Schwamm drunter.

Oliver Schmitt, »Titanic«-Redaktion

Ich wußte schon lange, daß Hanns Martin Schleyer der geheime Bruder Helmut Schmidts war: »Schmidt« ist doch ein Anagramm von »Schleyer«. Außerdem: dieselbe Brille, derselbe superfeine Anzug, derselbe leichte Plattenansatz hinten, und rauchen tun bzw. in einem Fall taten auch beide - da merkt man doch den gemeinsamen Stall! Also was soll die Scheiße?

Thomas Gsella »Titanic«-Redaktion

Erstens ist das Komma hinter »Staat« falsch; und zweitens war zwar Andreas Baader irgendwie Hamlet, nur eben eher wie Othello bzw. wahlweise Orpheus oder Ophelia; oder - kann auch gut sein - Opel. Dafür war aber eben umgekehrt Zimmermann auch Schmidt, also Antigone, also wie oder was. Und Schleyer war - im Prinzip! - ja auch niemand anderes als der bekannte Münchener Metzgermeister Schlemmermeyer, Gott hab ihn selig.

Benjamin Schiffner »Titanic«-Redaktion

Es ist schwer. Weder hat Schmidt Schleyer umgebracht noch Antigone ihren Bruder. Daß Schmidt sich gegen das »Blutgesetz« entschieden habe, kann auch nicht gesagt werden. Begraben hat er ihn, seinen Bruder Schleyer, zwar müssen - aber halt! »Schmidt war Antigone«, d.h. Antigone war also Schmidt, und sie begrub demzufolge den SS-Mann, währenddessen sich Schmidt rückwärtig Richtung Antike aus dem Staub machte und für Kreon entschied? Wo er ihren, Antigones, Bruder begrub und sich womöglich an die Schwester, wie hieß sie doch gleich? richtig: Iokaste, heranmachte. Die allerdings schon was mit Kreon laufen hatte. Schwierig. Aber das gibt's ja. Warum jedoch nannte Sophokles die Tragödie dann nicht der Einfachheit halber »Helmut«? Und warum kriegte Loki von alledem scheinbar nichts mit? Hatte

Schmidt nicht wenigstens einen Koch - Wischnewski, Wehner, Wencke Myhre - dabei? Und: Wer bezahlte die Reisespesen? Fragen eines lesenden Nachtarbeiters.

Rayk Wieland KONKRET-Redaktion

Ach! Und der Schmidt hat den damals in echt begraben? Obwohl er sich doch für Kreon undsoweiter?

Martin Sonneborn »Titanic«-Redaktion

Dieser Satz wird für Frau Niroumand sein, was der Ausruf »Hossa!« für Rex Gildo ist. Er bleibt unvergeßlich und verhindert gleichzeitig, jemals wieder ernst genommen zu werden.

Knud Kohr, freier Autor, Berlin

Unter den vielen dummen Sätzen von Frau Niroumand ist mir dieser am sympathischsten, weil ich ihn nicht verstehe.

Peter 0. Chotjewitz, Schriftsteller, Stuttgart

»Juhnke ist Aristoteliker.« So las man es zum Auftakt des Jahres in Dr. Schirrmachers reichsunmittelbaren Feuilletons. Nun prescht die Alternative vor. Schmidt war Antigone. Was nicht noch alles. Die Hamletqualitäten Willy Brandts zu entdecken hat Ulrich Greiner sich fest vorgenommen. Wehner war, laut Karasek, Shylok. Bahr und Ehmke gingen als Wladimir und Estragon durch oder, wenn von Kresnik auf die Bühne gestellt, als magisches Dreieck. So jedenfalls Reich-Ranicki resp, Werner Hansch. Ich aber sage: Schmidt war Mister Knister, Kohl ist Swann.

Joachim Rohloff freier Autor, Berlin

Wie aus gewöhnlich gut unterrichteten Kreisen zu erfahren ist, befindet sich Mariam Niroumand momentan in besonderen Umständen. Eventuell hat sie den Antigone- mit dem Medea-Mythos verwechselt: »Im Grunde war Schmidt Medea; nur daß er sein Kind begraben mußte ... « - nein, nichts funktioniert. Ich bin vollkommen ratlos.

Michael Ringel Redaktion »Freitag«

Die Hauptrolle innerhalb der mythologisch »hochgerüsteten Schweinephalanx« (Mariam Niroumand) spielt nach wie vor nicht Helmut, sondern Loki Schmidt: »Auf Lokis Abenteuer hören bedeutet in Dänemark auf Lügen Acht geben. Nach diesen im Volke noch fortlebenden Vorstellungen erscheint Loki als Feuer, Hitze und Teufel« *(Handbuch der germanischen Mythologie,* Stuttgart 1908, S. 409). Trau, schau, wem.

Gerhard Henschel, freier Autor, Göttingen

Am 4. Juli nachmittags vorm Hotel Geiger in Berchtesgaden sagte ich, gleich ranmüssend als Amtstierarzt Dr. Rufus Binder in der ZDF-Serie »Tierarzt Dr. Quinn Engel« (starring Wolfgang Fierek) zu Hans Brenner (der da den Bauern Hallhuber gibt aufs Bewährteste): »Hans«, sagte ich, »darf ich dir ohne langes hin und her sagen, du *gaabst* ihn (nämlich den Schleyer bei Breloer).« Hans sagte knapp: »Tommi, du darfst.« Nach Drehschluß sagte Hans: »Tommi, kannst du mir die >Taz<-Kritik besorgen, ich will wissen, was die Linke schreibt.«Ach, Hans, dachte ich, die »Taz« und links. Dann faxte mir der Redakteur Wieland das Werk von Fräulein Niroumand zu, das ich sogleich weiterleitete an Hans, c/o Volkstheater München (wo neuer Intendant Hanns Christian Müller ist, der wo mich 1983 als Portier im Polt/Schneeberger-Film »Kehraus« beschäftigte). Zum Fall selber kann ich nur sagen: Die Stimmungen, die Fräuleins und die mit mit Schirmherrschaften beschäftigten Lokis verheirateten Antigonestaatshelmuts kommen und gehen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aber bleibt bis halwer sechse nach dein letzten Gefecht bestehen.

Horst Tomayer, Endreimdichter und Kleindarsteller

Frau Niroumand hätte ihre kostbare Zeit lieber auf das Suchen leckerer Pfifferlinge verwenden sollen, die jetzt wie Pilze aus dem Boden schießen. Kleiner Tip am Rande: Ja nicht mit Speck oder Rührei braten, nur frischgemahlenen schwarzen Pfeffer und Salz. Und damit zurück nach Hamburg, wo's eh mehr Maronen gibt.

Michael Rudolf, freier Autor, Greiz

Gegendarstellung

In der »Taz«vom 1.7.97 behauptet Mariam Niroumand, ich sei Antigone. Außerdem soll ich mich für Kreon entschieden haben. Diese Behauptungen sind unwahr. Richtig ist, daß ich, Helmut Schmidt, Helmut Schmidt bin und das auch immer schon war. Eine Person namens Kreon ist mir nie begegnet.

Helmut Schmidt, Altkanzler Hamburg

Hamburger Anthologie*

Gedenkminute für Ulrike Meinhof

Hamburg, 13. Mai 1991: Ich lese BILD,
weil sie auch im In- und Ausland
über politisches Geschehen
und Sport umfassend informiert.
In schlichtem, aber authentischem
deutsch von: Kurt Rebmann,
Ex-General-Bundesanwalt.

Gedenkminuten hat es viele und ausgedehnte im poetischen Leben des Franz Xaver Kroetz. Nebst eigener Ingeniosität und Weltschmerzempfänglichkeitskompetenz sowie Exkrementen allerorten aus existentialhermeneutischer Deutungsperspektive werden gedenkend bedacht und angefaßt: H. Meins / G. Ensslin / Kemal Altun und viele und vielstes mehr, v.a. Kroetz (»Kroetz«) und »ich« (in: »Heimat Welt - Gedichte eines Lebendigen«, Rotbuch-Verlag).

Paar Jahre zu spät freilich gedenkt eine knappe Minute lang der bald up to date operierende, bald visionär voran- und Versmaße wie ein Wilder abschreitende Xaverfranz der Ulrike. Gedenkt eine viel zu kurze Minute lang. Eine nämlich auf 23 Sekunden heruntergeschnurrte, so schnell verflogene Gedenkminute, als sähe man den Lebenswecker ticken, kurz bevor er klingelt oder explodiert (Bombe) bzw. die Knasttür ins Schloß fällt.

Weil ergo Xaverfranz von ihr, Ulrike, als der schlechthin Abwesenden spricht - in nahezu auf nichts zusammengestauchten Worten, die scheinbar ostentativ die harmlosen Schleier nachrichtlicher Nichtigkeit der »Bild« zum Zwecke politischer Indoktrination (»Rebmann«) ausstellen; in auch inhaltlich von kundiger Poetenhand schmucklos enjambementierten komprimierten Zeilen und einer offenkundig himmelanklageschreienden Disparität von Überschrift und Strophe, einer zwischen Intention und Sache, Gegenstand und Ausführung klaffenden und rauchenden Schlundigkeit, jener des Thanatos; womit er, Franz, die Ulrike und die Meinhof kühn überschreitend und hinter sich lassend, eben den Deuth hatte sprechen und zu Wort kommen lassen wollen: durch dessen dem vorgegaukelten und äonentristen »Bild«.Weltverlauf wie verwandte Nichtigkeit, seine zur Ganze fehlende Sprachbegabtheit resp. Unaussprechlichkeit und sujetmäßige Insuffizienz - weil dies alles so ist und Tote nicht reden, muß man ihrer allerlei bedenkend gedenken. Oder das Nichts denken. Oder nichts denken.

*aus Versehen gelesener Gedichte

Konkret 08/97, S. 39

Susanne Fischer

Tamagotchi

Liebe Leute, es ist soweit. Wir haben verloren, und das Elektrohuhn hat gewonnen. Das Elektrohuhn ist von Grund auf böse; es lauert seit Tausenden von Jahren im All auf die Weltherrschaft. Erst schickte es seine irdischen und gefiederten Mutanten zum Eierlegen, als Fricassee-Material und zum Gackern unter die Menschenkinder, die sich's wohl gefallen ließen. »Hm, Hühner! Die schmecken und sind ja auch noch niedlich!« dachte sich so mancher, bald wollten sogar viele Menschen werden wie sie. »Gackgackgack!« übten sie den ganzen Tag, und schließlich gewöhnten wir uns alle daran und nannten es Fernsehen. Aber das Elektrohuhn wiegte uns bloß in Sicherheit mit seinen unechten, gefiederten Kindern. Jetzt hat es seine wahren Abgesandten ausgeschickt, die Erde zu erobern, denn, so dachte es sich in seinem Superelektrohuhnhirn, die Zeit ist reif für meine wahren Küken: Der Ostblock ist hin, und das internationale terroristische Kapital Mut ein allzu schlampiges Regime. Da hüpfe ich doch in das Machtvakuum und gebe den Leuten, was sie wollen. Und so wurde das Tamagotchi geboren.

Es handelt sich beim Tamagotchi um ein virtuelles Haustier. Sein Besitzer schleppt ein kleines Plastikei mit sich herum, auf dessen LCD-Display eine Art gesichtstragender Klumpen agiert, der angeblich ein Küken darstellen soll, aber eher aussieht wie das menschenverachtende Menschenbild des internationalen terroristischen Kapitals oder wie ein Kürbis auf Rollen oder ein grinsendes Spermatozoon aus einem Aufklärungsbuch für Drittklässler. Dieses programmierte Hampelmännchen entwickelt nun über einen Monat hinweg etwas, das Dumpfbacken bereits als Leben, ja Eigenleben erscheint: Das Ei piept, wenn der Klumpen »Hunger« hat oder sich »langweilt«. Dann muß der Besitzer das Kükenimitat (per Knopfdruck) »füttern« oder mit ihm »spielen«, manchmal auch sein »Häufchen« wegräumen, sonst kümmert es vor sich hin und »stirbt« vorzeitig. Falls jetzt jemand denkt, das klinge zum Sterben öde, so kennt er seine Zeitgenossen nicht. Das Tamagotchi ist überall ausverkauft, obwohl 30 Mark nun auch nicht so wenig Geld für einen kleinen, bunten, in Japan produzierten Scheißdreck sind.

Was kommt dabei heraus? So etwas: »Heute morgen sind wir gleichzeitig aufgewacht. Ich habe mich total gefreut, weil das nicht jeden Tag vorkommt, und uns beiden Frühstück gemacht. Für mich gab es Cornflakes, für meinen Tamagotchi das Übliche: Knopf A.« Diesen raren Moment des Glücks beschreibt Tom, ein Menschenmännchendarsteller, für das Jugendmagazin der »Süddeutschen Zeitung«. Tom ist nicht fünf Jahre alt, auch nicht fünfzehn. Tom ist fünfundzwanzig und weiß: »Erziehung könnte man es auch nennen, was das Tamagotchi mit mir macht.« Anscheinend kommt Tom gerade in das richtige Alter dafür. Vielleicht wird er nächstes Jahr schon im Kindergarten aufgenommen? Wenn wir auf Knopf A drücken, so daß Tom noch ein paar Cornflakes erhält, piept er uns, wohin das alles fährt: »Zu einem verantwortungsbewußten Menschen.« In Deutschland ist das nämlich immer noch einer, der rechtzeitig auf einen Knopf drückt, sobald ihm jemand ins Ohr pfeift, auch wenn er gerade in der Badewanne sitzt. Melde gehorsamst: Habe Elektroküken gefüttert. Will befördert werden. Piep.

Nun könnte man glauben, das Elektrohuhn sei im Nebenberuf Sozialarbeiter, doch in Wirklichkeit hat wohl nur die aufzeichnende Journalistin der »SZ« sorgfältig sozialpädagogische Triefnasigkeit studiert, denn tatsächlich läßt sie ihren bekennenden Tom am Ende befürchten, daß ihm nach dem »Tode« des virtuellen Kackhaufens »nur noch die Stand-by-Lichter meiner Stereoanlage dabei helfen, mich nicht ganz einsam zu fühlen«. Natürlich entstammt dieses sentimentale Moderne-Welt-macht-einsam-Gewinsel keinem realen Tom, sondern einem Tomogotchi, dessen Prototyp bisher nur von Journalisten aufgezogen werden darf Sie führen die Tomogotchis, die wie kleine Arschköppe aussehen, in Plastikeiern mit sich, und falls das virtuelle Quatschmäulchen piept, muß es sofort interviewt werden, um bei Laune zu bleiben. Gottseidank haben auch ausreichend mit Cornflakes gefütterte und regelmäßig befragte Tomogotchis nur eine Lebenserwartung von 25 Jahren, ehe sie an Blödheit sterben.

Hier hat die Kulturkritik beschämt zu verstummen, denn angesichts der um sich greifenden Herrschaft des Elektrohuhns gibt es keine Kategorien mehr, auf die sie sich noch fünf Minuten lang ernsthaft berufen könnte. Das als Kinderspielzeug getarnte Tamagotchi fällt nicht unter das modische Gerede von der »Simulation«, denn es gibt nicht vor, etwas anderes zu sein als ein programmiertes Plastikei. Und auch seine Besitzer, unter denen sich übrigens recht viele zu Unrecht sogenannte Erwachsene befinden, simulieren nichts, sie widmen ihre authentische Sentimentalität und ihre in der täglichen Vereinzelung unterforderten Versorgungsinstinkte einem programmierten Plastikei, das auch bei aufopfernder Pflege nie zu einer differenzierteren Äußerung als »Piep« fähig sein wird. Es hat keinen Pelz, an dem man es knuddeln kann, und es sieht nicht niedlich aus. Es weint auch keine »echten« Tränen wie die Mama-Puppen mit den Schlafaugen, die man uns früher andrehen wollte. Das Tamagotchi befriedigt keinerlei Bedürfnisse außer dem einen, nämlich gleichzeitig etwas Unvorhersehbares und doch Unbedrohlich-Beherrschbares in die eigene todlangweilige, aber wirtschaftlich ständig gefährdete Spätkapitalismus-Existenz hineinzutragen,

Es handelt sich nicht um eine simuliert humanoide Beziehung zwischen Mensch und Maschine, sondern urn eine Verbindung, deren Entlastung für das gebeutelte Individuum (wenn man's denn noch so nennen mag) in ihrer perfekten Künstlichkeit liegt. Wer vorgibt, eine Puppe zu füttern, muß immerhin noch ein Löffelchen bewegen; und mehr noch: Er oder sie will das auch. Der Sinn des Puppenspiels liegt in der zeitaufwendigen Simulation einer Mutter-Kind-Beziehung, wohingegen das Tamagotchi-Spiel genau die Rationalisierung und Abstraktion einfordert, die dem Inhalt und dem Sinn des ursprünglichen Puppenspiels diametral entgegengesetzt sind.

Früher waren es eher alte Leute, die wegen ihrer Isolation ihre ganze Liebe ihrem Zwergpudel, Kanarienvogel oder Karl-Heinz Köpcke schenkten. Inzwischen wirft es Menschen emotional auf den Misthaufen der Elektronik zurück, die eigentlich alles dafür tun, damit es aussieht, als ob sie mitten im Leben stünden. Denn jenem fünfundzwanzigjährigen Tom O'Gotchi, der wimmernd und medienwirksam seine Einsamkeit beschwört, steht, wie wir en passant erfahren, ein ausgefülltes Leben zur Seite, in dem es eine Freundin, einen Mitbewohner, Besprechungen und Parties, ja sogar eine Badewanne gibt. Und trotzdem will er vor allem eines: vor Rührseligkeit triefend allein im stillen Kämmerlein sein Plastikei bebrüten. Früher hätte man ihn eingewiesen.

Heute aber weiß man, daß er zu sich selbst gekommen ist. Tamagotchi ist die Befreiung der Gefühle von den Qualen, die in einem Land vor unserer Zeit wie selbstverständlich dazugehörten. Tamagotchi-Gefühle sind immerzu ohne Investition von Zeit oder Mühe bei geringer Frustrationsgefahr verfügbar und stets aufs Neue wiederbelebbar. Das Stubenküken ist der ideale Partner des modernen Autisten, weil die beiden füreinander stehen können. Nichts geringeres als die (wenn auch vorübergehende) Erlösung des Individuums von seinen Fesseln hat das Tamagotchi zu bieten, weil der Hüter des virtuellen Piepmatzes sich eins wissen darf mit seiner Maschine, zugleich aber endgültig und willentlich ununterscheidbar geworden ist von Millionen beknackter Mitgeschöpfe, bei denen es ebenfalls piept. Nicht umsonst hat das Spielzeug die Form des Eis angenommen.

Das Elektrohuhn regiert; das neue Leben hat längst begonnen.

Konkret 08/97, S. 40

Georg Seeßlen

Links

oder Die Lage war noch nie so Kunst. Ein Avantgardefilm zur documenta X

Außen. Tag

Insert: Reise und Erwartung

Fünf *Leute sitzen in einem ICE-Abteil, dazu gesellt sich gerade ein ziemlich angetrunkener Fußballfan. Nicht sehr deutlich sehen wir im Hintergrund eine deutsche Landschaft vorbeirauschen. Bei näherem Hinsehen handelt es sich um die Rückprojektion der Endlosschleife von einer HO-Eisenbahnanlage, komplett mit Faller-Häuschen, fleißigen Bauern auf dem Feld und Fachwerk-Bahnhöfen mit Namen wie »Schönblick«.*

DIE BEGEISTERTE: Ich finde es wichtig, daß die documenta dieses Jahr einen neuen Ansatz bringt. Prozesse statt Werke. Ideen statt Werte. Dann ist auch diese leidige Frage der Repräsentierung vom Tisch.

DER ICE-LAUTSPRECHER: Meine Damen und Herren. Die Deutsche Bundesbahn macht Ihnen ein besonderes Angebot. Ohne Parkplatzsorgen bringen wir Sie zum Sonderpreis nach Kassel zur bedeutendsten Kunstausstellung des Jahres.

DER FUSSBALLFAN: Kunst kenn' I a! Kunst ma amal a Zigaretten geben?

DER POPDISKURSEUR: *(Reicht ihm gelangweilt sein Päckchen Marlboro – Pop-Diskurseure rauchen Marlboro so trotzig, wie es andere verlegen tun):* Es gibt keine absurdere Veranstaltung als die Kasseler documenta. Ein Ereignis, das die Massen anzieht und zugleich behauptet, absolut und rein gar nichts mit der Kultur irgendwelcher Massen zu tun zu haben. Jedes Kunstwerk will für jeden da sein - oder passieren -, aber nur für den, der sich dafür ausdrücklich von seinem Platz in der Masse verabschiedet.

Es ist doch ganz einfach: Wie wird ein Kunstwerk Mainstream-kompatibel? 1.: Durch schiere Monumentalität. Man kann drauf sitzen, die Kinder klettern drauf herum, man malt seine Graffiti drauf und erklärt dem Fremden: Da gehen Sie die Friedrichsstraße entlang, und da kommt ein so langes, stählernes Ding mit so einem Kreis drumherum, ist gar nicht zu verfehlen, und da biegen Sie dann links ab. 2.: Das Kunstwerk wirft einen Unterhaltungswert ab. Es ist lustig und bunt und bewegt sich und irgendwas ist los, oder jemand versucht, einen zu provozieren, und man reagiert, wie man's bei der versteckten Kamera gelernt hat, und es ist besser und billiger als ein Kindernachmittag bei McDonald's. 3.: Das Kunstwerk passiert im Fernsehen und in der Zeitung. Beuys mit Hut pflanzt Eichen in Kassel. Wenn das ein Zeitungsbild ist, ist es eine Geschichte und okay. 4.: Man kann sich darüber aufregen. So viel Geld hat man dafür ausgegeben. Und was soll das darstellen? Das ist doch die reinste Sauerei! 5.: Das Kunstwerk erinnert einen an was. An den Weltkrieg oder Aids oder BSE oder was. 6.: Aber das lappt schon in die Mainstream-Avantgarde: Das Kunstwerk sieht irgendwo echt gut aus, könnte man mitnehmen und ins Wohnzimmer hängen. Wenn's nur nicht so teuer wäre. 7.: Das Kunstwerk benutzt irgendwas, womit man auch gerne herumbasteln oder herumspielen würde. Boa, ey! Jetzt wird Internet auch schon Kunst. Auf alle diese Weisen wird Kunst früher oder später Pop. Und wenn keine davon funktioniert, kannste Kunst mainstreammäßig vergessen.

DER SKEPTIKER: Die Frage ist nur, ob etwas zugleich Kunst und Pop sein kann?

DIE HARDLINERIN: Wenn das überhaupt eine Frage ist, dann ist es eine Scheißfrage.

DER FUSSBALLFAN: A Scheißfrage! Genau! Kassel is doch a Scheißmannschaft!

DIE HARDLINERIN *(nur leicht irritiert):* Angeblich hat ja Kunst immer der Herrschaft gedient und über sie hinausgewiesen. Jetzt will sie über etwas hinausweisen und weiß nicht einmal, wem sie dienen soll. Sie weiß überhaupt nichts mehr, sie dient nicht, und sie weist nichts. Sie trägt nur Rechnung. Die Kunst trägt der Entwicklung der Welt Rechnung. Die Kunst trägt der Beschleunigung Rechnung. Die Kunst trägt schon seit Jahrzehnten nur ihrer eigenen Ratlosigkeit Rechnung.

DIE BEGEISTERTE: Als wäre das nichts!

DER POPDISKURSEUR: Ein anderes Wort für Kunst ist Chuzpe. Es geht darum, etwas zu tun, irgend etwas, oder zu machen oder zu finden oder zu erfinden, das den Dingen Rechnung trägt, ohne ihnen zu verfallen. Ob das eine Frage des Talents, des Bewußtseins oder der Biographien ist, hängt vom Stand der Klassenkämpfe ab.

DER DILETTANT: Was mich wirklich interessiert: Ist Kunst noch in der Lage, Widerstand zu leisten ...

DIE HARDLINERIN: Was heißt hier »noch«?

DER DILETTANT: ... ich meine nicht nur Widerstand im konservativen Sinn. Die schlechte und ganz schlechte Gutmenschenkunst, die für die Erhaltung der Erde, der Städte, der Mythen, der Ruhe undsofort ist. Ich meine Widerstand wirklich als etwas Neues. Das ist ja ein langer Prozeß, daß sich die Kunst zuerst von ihrem Gegenstand, dann von ihrem Autor, schließlich von ihrem Auftraggeber und am Ende von ihrem Konsumenten löst.

DIE HARDLINERIN: Der Verlust ist rein kokett! Das alles geht ja beständig nur verloren, um ganz schnell woanders wiederentdeckt zu werden. Wir faseln von der »Ortlosigkeit« der Kunst, und was tun wir? Wir fahren nach Kassel. Wir zahlen Eintrittsgeld, wir kaufen einen Katalog, wir gehen einen Parcours entlang. Und wir sehen zu jedem noch so ort- und maßlosen ästhetischen Ereignis einen Autor, eine Autorin.

DER POPDISKURSEUR: Aber ich persönlich brauche die Sensation des Gewöhnlichen, den wirklichen Augenblick. Wahrscheinlich ist die documenta nur noch der Spiegel, in den die wahren Kunstwerke schauen, nämlich die Zuschauer. Sieh sie dir an. Ich könnte beinahe jede und jeden von ihnen einrahmen und mit nach Hause nehmen. Dame mit Eiswaffel, kleinteilig komplexe Installation »view Portikus« von Ulrike Grossart durchschreitend, leicht erschreckt ob ihrer unausweichlichen Störung projizierter Bilder, sodann aber fasziniert von kleinen Alltagsgegenständen um die Projektoren. Oder die hochphilosophische Frage eines Vierzehnjährigen (ungefähr): Gehören die Mehrfachstecker unter dem Tisch noch zum Kunstwerk oder nicht? Kauernde Oberschülerin (kommende Kultur-Tussi) vor Video-Projektion »Pit Music« von Joachim Koester: durchbrochene Synchronität von Bild und Ton, Geigenmusik, das Publikum betreffend.

DER SKEPTIKER: Spätestens seit dreißig Jahren weiß jeder Trottel, daß die Kunst gar nicht mehr anders kann, als immer viel zu radikal und viel zu wenig radikal gleichzeitig zu sein. Deswegen gibt es ja diesen Pop-Diskurs der Monumentalisierung, des Kunst-Karnevals, des synthetischen Skandals und des Kultur-Tourismus.

DER BEGEISTERTE: Aber darum bewundere ich Catherine David ja so, weil sie sich so radikal zu dieser Widersprüchlichkeit bekennt. Kassel ist wahrscheinlich als Meta-Kunstwerk die Inszenierung der Kunst im Stadium ihres Verschwindens. Mit der Kunst ist es doch mittlerweile wie mit dem Kino: Es kommt nicht darauf an, die schönen Bilder zu finden, die sind schon alle gefunden und korrumpiert, es geht darum, die Korruption zu vermeiden. Ich finde, radikale Kunstwerke sind solche, die sich der Korruption entziehen.

DER SKEPTIKER: Indem sie dem Zuschauerblick sagen: »Tschuldigung, bin gleich weg«?

DIE HARDLINERIN: Die Herrschaft, der die Kunst nun dient und über die sie nun zugleich hinausweisen soll, ist ihr eigener Markt. Eine Mischung aus vagabundierendem Kapital, unsicherer öffentlicher Aufmerksamkeit und staatlicher Fürsorge. Künstler sind in der Regel übergeschnappte Kleinunternehmer, die sich auf ihrem Markt als Insel-Festungen oder als Piraten im Meer verstehen. Damit ein Künstler oder eine Künstlerin leben und arbeiten kann, müssen andere Menschen soziale Schweinereien begehen.

DER DILETTANT: Und wenn schließlich die Kunst als Gegenteil und Wiederspiegelung ihres Marktes wenigstens zu widerspenstigem Karneval werden könnte, womöglich müßte?

DER POPDISKURSEUR *(grimmig):* Eine korruptere Veranstaltung als das Gemisch von Pop- und Kunst-Karneval hat es nie gegeben!

Der Zug hält. Die Stimme des Bahnhofslautsprechers geleitet die Gäste zum Anschlußzug, Regionalbahn zum Kulturbahnhof

DER FUSSBALL-FAN: Servas! Pfüat's eich. *(Betont geziert:)* Kunstfroinde! *(Rülpst freundlich zum Abschied und besprengt eine Dame im kleinen Schwarzen mit Dosenbier)* Sechzig! Sechzig!

Insert: Der Parcours

Unsere vier Freunde treten aus der Regionalbahn ins Sonnenlicht. Es herrscht ein seltsames Gedränge von »Kunstfroinden« und gewöhnlichen Kasselern. Weil es noch früh am Tag ist, überwiegt der Anteil recht junger Besucher Natürlich sind auch alle die vertreten, die wir immer auf großen Kulturereignissen sehen. Wir erkennen sie an ihrer Kleidung, an ihrer Art, auffällig unauffällig miteinander fachzusimpeln, und einem Blick, der in Sekundenschnelle von spöttischer Distanz zu rückhaltloser, ja passionierter Bewunderung umschlagen kann. Die Kamera verschweigt uns aber auch jene jungen Alten, Hausfrauen und Büroangestellten nicht, ohne die eine documenta nie auf die erwarteten Zuschauerzahlen käme. Zwischendurch kommen die jungen, durchweg freundlichen Guides der documenta ins Bild, die ganz und gar nicht mit herkömmlichen »Museumswächtern« oder »Ordnern« zu verwechseln sind.

DER DILETTANT *(der offenkundig zum Chronisten des vorgeschlagenen Parcours bestimmt wurde und in sein Diktaphon spricht):* Wißt ihr, was wir jetzt vor uns haben? Ich sage es euch: 700 Arbeiten auf 8.300 Quadratmetern Ausstellungsfläche. Also los! Wir beginnen hier am Kasseler Kulturbahnhof. An den Gleisen werden wir von Schildern nach rechts geschickt, und in einem langgezogenen Backsteinbau finden sich auf drei Etagen die ersten Exponate. Neben einer etwas verwirrenden Vielzahl relativ kleinteiliger Objekte und Fotografien stoßen wir auf die erste, nun ja,

»Sensation«: Matthew Ngui hat eine endlose Schlange aus Rohr durch mehrere Stockwerke gelegt, die nach vielen Windungen direkt neben dem Ausgangspunkt wieder endet. Ober dieses Röhrensystem kann man beim Künstler eine der köstlichen Speisen bestellen, die er selbst zubereitet, weshalb die Installation auch »You can order and cat delicious pohpiah« heißt. Leider ist der Koch derzeit, wie ein Schild bestätigt, nicht da, weil er neue Zutaten für Poh-piah einkaufen muß, und die sind in Kassel nicht so leicht zu bekommen.

DER POPDISKURSEUR: Pure Pop-Performance. Und Retro-Widerstand. Erhaltung der Sinne, Erhaltung des Geschmacks, Erhaltung der Kommunikation. Kunst-Karneval.

DER DILETTANT *(nimmt seine Chronistentätigkeit wieder auf):* Es gibt richtig schöne, genaue Fotografien, wie die Familienbilder von Feng Menbo, immer wieder Bilder und Filme von Reisen, von Architekturen, Orten und Un-Orten. Mittendrin so etwas wie kleine Retrospektiven von Pistoletto und Oiticica, dessen Farbkästen schon so etwas wie eine zeitlose Schönheit inmitten der Bilderflut repräsentieren. Ist das der Blick zurück nach vom, der uns versprochen wurde?

Alles in allem ist dieser Raum noch am ehesten das, was man unter einer Kunstausstellung versteht. Ich habe den Eindruck, die Leute sind hier auch noch recht gut drauf Ganze Schulklassen werden durch die Räume geschleust, zwischen fröhlichem »Ich hab' keine Ahnung, was der ganze Scheiß soll« und »He, Manni, seit wann interessierst du dich für Kunst?« kommt es auch zu angeregtem Geplauder zwischen Besuchern und Guides und nicht zuletzt mit zwei in Pink-Latex gewandeten, glatzköpfigen Kunsttuntenengeln. Hier können wir am ehesten noch ein Echo auf den Kunst-Karneval finden, der in den siebziger Jahren Veranstaltungen wie die documenta so populär gemacht hat und der den großen Kunst-Ereignissen immer noch Vorschrift ist. Denk an die Hut-Installation von Tunga direkt am Gleis. Ein hängender Riesenhut mit lauter kleinen Hüten drin. Darauf sind die Kameras hier so geil wie anderswo auf König-Ludwig-Schlösser oder Kamele im Zoo.

DIE HARDLINERIN: Aber eigentlich sind die Zeiten des Kunst-Karnevals doch längst vorbei. Nicht bloß von seiten der Kunst, sondern auch von seiten des Mainstream. Zu weite Bereiche des Lebens sind schon zwangskarnevalisiert. Ist euch eigentlich aufgefallen, daß das »Erhabene« im Reden über Kunst wieder eine größere Rolle spielt? Oder »die Aura«?

DER SKEPTIKER: Dieser Raum ist eine Art inszenierter Bildersturm. Bilder stürmen auf einen ein. Bildruinen, die einen Sturm hinter sich haben. Und jetzt stürmen wir die Bilder. Irgendein Krieg hat stattgefunden, und jemand hat in seltsamen Archiven Spuren vergangener Lebenszusammenhänge gefunden und reiht sie auf ...

DIE BEGEISTERTE: Sieh es anders, weniger architektonisch. Wie einen begehbaren Film, mit Bildfolgen und Cuts. In einem Film sind auch nicht nur die Bilder wichtig, sondern vor allem die Schnitte zwischen ihnen. Es ist ja kein Zufall, daß auf dieser documenta nicht nur Video, Film und Internet so eine bedeutende Rolle spielen, sondern daß überall versucht wird, auch alle anderen Formen und Materialien in Bewegung zu setzen. Godard gehört zu dieser documenta.

JEAN-LUC GODARD *(der, wie immer Zigarre rauchend, an den Diskursen als ewiger Theorie-Clown vorbeischlendert und sich nur kurz in das Gespräch mischt):* Man muß sich bewegen, um Ideen zu haben. Eine Idee ist Ausdruck einer Bewegung. Wenn ich ganz alleine an einem Tisch sitze, kann ich nichts tun.

DER SKEPTIKER: Ich habe sehr gute Ideen, wenn ich an meinem Tisch sitze ...

DIE BEGEISTERTE: Aber ja! Unser Ideenmangel ist nichts anderes als ein Bewegungsmangel. Sie sind wahrscheinlich schon lange nicht mehr mit dem Zug gefahren. Hierher nach Kassel fährt man fast nur im Tunnel oder an Lärmschutzanlagen vorbei; wenn man mal etwas zu sehen bekommt, sieht es aus, als würde man zwischendurch einen kurzen Werbefilm gezeigt kriegen. Daß man sich bewegt, glaubt man gar nicht. Man ist, wie Paul Virilio auch von der Kunst gesagt hat, nur dislozíert. Ortlos geworden. Und ortlos geworden brauchen wir auch eine ortlose Kunst.

PAUL VIRILIO *(ruft nur aus der Ferne, weil er das Kino mittlerweile für tot erklärt hat und deshalb Godard nicht begegnen will):* Und was ist mit der Präsenz der Kunst? Das ist eine philosophische Frage, auf die es praktisch keine Antwort gibt, und gleichzeitig ist das die Frage, die sich heute ganz konkret stellt.

JEAN-LUC GODARD *(ist schon beinahe wieder verschwunden):* Cogito ergo video!

DER SKEPTIKER: Ich denke, also sehe ich? Naja, ich weiß nicht. Wenn ich nicht denke, weiß ich jedenfalls nicht, ob ich sehe. Ich glaube nicht, daß die Beziehungen zwischen Sehen und Denken so kartesianisch zu beschreiben sind.

DER DILETTANT: Deshalb sind wir ja da. Catherine David hat den Parcours so gewählt, damit wir »die Stadt als einen experimentellen Ort« erfahren. Sie sagt nämlich: »Dieser Parcours ist ein ebenso realer wie symbolischer Weg, er führt durch Kassel und zugleich durch das mögliche Anderswo, durch die urbanen und kulturellen Realitäten eines >Tout-Monde< (Edouard Glissant), von dem die documenta nicht behaupten kann, sie könne ihn in Kassel versammeln oder >repräsentieren<.« Das bedeutet in erster Linie, das sich zwischen den Stationen die Grenzen zwischen Kunst und Wirklichkeit wieder mal vollkommen verwischen. In der Fußgängerunterführung zum Bahnhof gibt es die »Volksboutique« von Christine Hill, wo man die Sachen ansehen und kaufen kann, die einem vielleicht die Augen auch für das Eigenartige öffnen, das man beim Flanieren sehen kann. Leider ist sie geschlossen. Dafür gibt es eine Plakatreihe mit Stadtansichten

und den Hinweisen auf die Städte. Sie sind beinahe genauso abgerissen und behandelt, wie es Plakate auch sonst sind. Auf dem Boden stehen, obwohl draußen herrlicher Sonnenschein ist, gewaltige Wasserpfützen, von denen wir nicht mehr sagen können, ob sie zu einer Performance gehörten, die wir verpaßt haben, ob irgendwo ein Rohr geplatzt ist oder ob die Herrschaften der Kunststadt Kassel damit unliebsame Gäste von diesem experimentellen Kunstraum fernhalten wollten.

DIE BEGEISTERTE: Jetzt klingst du wie ein Banause. Schau dir diese Videoinstallationen an: Wir sehen einen Mann, der pausenlos einen Zigaretten-Automaten malträtiert, weil keine Zigaretten herauskommen, den es aber nicht gibt, nur auf Video eben. Das ist die Guerilla-Taktik der Kunst, sich einzunisten in den Nischen des Alltagslebens und mit Dingen zu spielen, die es dort nicht gibt.

DER DILETTANT: Zum nächsten Ausstellungsraum geht es nun die Treppenstraße runter ...

EINE KASSELERIN *(im Vorübergehen, stolz):* Deutschlands älteste Fußgängerzone!

DER SKEPTIKER: Und hier, wo vielleicht einmal Deutschlands ältester Aldi-Laden gegenüber von Deutschlands ältestem Photo-Porst lag, sehen wir eine Videoinstallation von Dan Graham, die uns das genau verweigert, was wir an alltäglicher Videoinstallation im Fotogeschäft gewohnt sind: die Kamera, die uns selber aufnimmt. Seht selbst: Wir sind nicht im Bild!

DER DILETTANT *(nimmt den Faden wieder auf): So* gelangen wir ins Fridericianum. Wir begegnen hier dem merkwürdigen Umstand, daß die Exponate um so kleiner und serieller sind, je näher sie dem Zentrum sind, und desto größer und solitärer, je mehr man sich in die Peripherie der Gebäudeflügel begibt. Jedenfalls habe ich diesen Eindruck, der aber auch bloß von der Art der Menschenströme herrühren kann. Es gibt Foto-Reihen wie die von Gordon Matta-Clark oder auch Zeichentrickfilme, etwa von William Kentridge. Und dann müssen wir auch an Hans-Jürgen Syberberg vorbei, der beweist, daß auch eine Video-Installation pathetisch und autoritär sein kann.

DER POPDISKURSEUR: Wir wissen, daß du Syberberg nicht leiden kannst. Das gibt dir aber nicht das Recht, dich jetzt als Kritiker aufzuspielen. Du sollst einigermaßen sachlich mitteilen, was wir sehen.

DER DILETTANT: Also: In dieser »Höhle - besser: Hölle - der Erinnerung«, das heißt wirklich so« stehen wir in einem verdunkelten Raum, umzingelt von großen Leinwänden und kleinen Videogeräten, in denen Erhabenes und Tragisches aus der Bühnenliteratur dräut. Das ist - also, das ist jetzt nicht kunstkritisch, das ist, was ich sehe - Kunst, die nichts neben, nichts gegen, nichts mit sich duldet. Kitsch, der sich als erhaben mißversteht.

DER POPDISKURSEUR: Jetzt reicht's. Laß uns weitergehen.

DIE BEGEISTERTE: Genau: weitergehen. Das Weitergehen ist die Kunst. Ich denke, ich werde mir einen eigenen Parcours suchen. Ich werde ihn den Parcours der Nichtsnutzigkeit nennen. Wirkliche, reine Schönheit haben für mich nur Dinge, die vollkommen nichtsnutzig sind. Ich meine nicht Dinge, die zu nichts taugen. Sondern Dinge, in denen sich die harte Arbeit ausdrückt, etwas Nichtsnutziges zu schaffen.

DER DILETTANT *(mault):* Das ist auch nicht gerade neu.

DIE BEGEISTERTE: Aber kein wirklich ausgetretener Pfad. Laß uns zu Marcel Broodthaers gehen, der gelogene Kunst machte, ein fiktives Museum einrichtete, von dem wir die »Section Publicité« sehen, eine Sammlung verschiedener Adler-Bilder, die sonst nichts weiter bedeuten, weshalb uns der Künstler auch mit dem Schild täuscht: »Dies sind keine Kunstwerke.«

DER SKEPTIKER: Mir gefällt auch der Film von Uri Tzaig: ein Fußballspiel mit zwei Bällen. Diese Störung im System, in der Dramaturgie - möchte wissen, was unser Freund aus dem Zug dazu gesagt hätte.

DER DILETTANT: Von hier ist es nicht mehr weit zum nächsten Ausstellungsraum, der documenta-Halle. Peter Friedl hat über dem Eingang den Schriftzug »KINO« angebracht, und Peter Kogler hat, das wirkt nun schon richtig schön altmodisch, ein endloses Kabel in hundertfachen Verflechtungen, Näherungen und Entfernungen in einem großen Wandgemälde dargestellt. Hier ist auch der Buchladen ein Kunstobjekt, und der Vortragssaal, in dem es jeden Tag ein Statement mit Diskussion und einen anderen Gast gibt, sowieso. Sogar die Stühle sind extra für dieses Ereignis entworfen worden.

DER SKEPTIKER: Somit hätten wir auch diese Grenze in Richtung der Verweigerung, nein, der Chuzpe des Verweigerungsspiels, überschritten.

DER DILETTANT: Puuh! Und jetzt noch zum linken Seine-, äh, Fulda-Ufer. (Entschuldigt den Kalauer. Ich bin ziemlich erschöpft und brauche dringend ein Weißbier.) Hier führt ein U-Bahn-Eingang einfach nirgendwohin. Trotzdem kommt heiße Luft aus dem Gitter am Ende der Treppe. Ist dir das nichtsnutzig genug?

DIE BEGEISTERTE: Aber natürlich! Es ist in dieser Geste wieder eine vollkommene Reinheit der Poesie. Versteht ihr? Dieses Ding erweckt in dir Zärtlichkeit, weil es nichts will und nichts verlangt. Und es hat den Narzißmus überwunden, es will sich nicht mehr selbst genügen, es sieht dich voller Offenheit an. Ich finde überhaupt: Kunst ist eine Sache der Liebe. Und der Ideen. Nein, der Liebe. Nein, der Ideen.

DER POPDISKURSEUR: Und des Hype. Wir sind ein Teil des Hype geworden. Weiß Woodstock eigentlich, was es der Kunst angetan hat?

DER DILETTANT: Wir haben hier nicht so sehr Bilder, sondern eher Bildersammlungen gesehen, kleine Archive - den Alltag, die Architektur, das Ikon, oder das Objekt. S e sprechen von sich als Kunst, das ist eine Frage des Zusammenhangs. Sie könnten von sich selber auch als von etwas anderem sprechen. Vom Wissen zum Beispiel. Insofern sind wir auf unserem Parcours wahrscheinlich nicht nur hier und anderswo gewesen, sondern noch woanders. Und am Ende sind wir wieder hier, aber auf eine andere Weise, als hätten wir eine Schleife von Aussagen über uns, die Welt, die Zeit und den Raum durchwandert. Wenn das keine Kunst ist.

DIE HARDLINERIN *(übernimmt vom Dilettanten, der sich offensichtlich ein wenig verausgabt hat, die Aufgabe der Dokumentation):* Wie am Anfang, so steht auch am Ende des Parcours eine Einrichtung, die ganz auf sinnliche Erfahrung, auch auf wenigstens ein bißchen Spektakel ausgerichtet ist. In einem Betongebäude der Orangerie gibt es, von Rosemarie Trockel und Carsten Höller installiert, ein Haus für Schweine und Menschen. Durch eine Einweg-Scheibe sehen wir die Schweine Thea und Ben aus Hessisch-Lichtenau mit sieben Ferkeln. Sonst nichts.

Das wäre eigentlich ein schönes, utopisches und komisches Schlußbild. Aber ach! Wir erfahren sehr schnell, daß die Künstler damit »zum Nachdenken über den Umgang mit Nutztieren anregen« wollen.

DER POPDISKURSEUR *(leise für sich):* Das künstlerische Bewußtschwein!

DER DILETTANT *(ebenso):* Sehr komisch!

DER SKEPTIKER: Damit zu meiner Theorie der Zeitgeist-Maschine documenta X: Wir haben auf der einen Seite einen immensen Input an Theorie, Diskursen, Retrospektiven, Bewußtseinssprüngen, Ideen undsoweiter. Allein die drei »documenta documents«, die die Vorbereitung der Ausstellung begleitet haben und auch jetzt nützliche Dienste tun - schöne Texte, vielleicht die Kunstzeitschrift, die uns eigentlich fehlt. Aber dann arbeitet die Maschine, rülpst auf der einen Seite antiintellektuelle, antilinke Tiraden aus, auf der anderen Seite ein bißchen Ratlosigkeit ob des irgendwie nicht recht losgehenden Kunst-Karnevals, und ganz hinten kommen ein paar kulturpädagogische Fürzchen heraus, die mir die Lust gerade an den nett verspielten Exponaten gründlich verleiden, die ich auch haben will, weil ich nicht den ganzen Tag ...

DIE HARDLINERIN: Du hast recht. Zum Beispiel hat mir »Hohlwelt« von Dorothee Golz gut gefallen. Eine durchsichtige große Plastikkugel, in der sich in Weiß und Metall eine Art Sitzgelegenheit, eine Art Tisch und eine ebenfalls entsprechend der Kugel gebogene Lampe befinden. Schön. Aber was muß die Künstlerin dazu sagen? »Dem Betrachter soll bewußt werden, daß es eine Welt des Denkens gibt, eine gedachte Welt, die neben der realen, der greifbaren existiert.« Oder Christian Philipp Müller, der mal real und mal per Video mit einer Balancierstange herumläuft. Einfach so. Könnte auch ein durchaus poetisches Bild sein. Aber er sagt uns, was uns das zu sagen hat: »Heute müssen die Künstler einen Balanceakt zwischen Kunst und gesellschaftlichen Aspekten vollführen. Ich werde weder von einer Stiftung finanziell unterstützt noch besitze ich den Marktwert eines Joseph Beuys oder eines Walter de Maria, und daher balanciere ich mit einem kleinen Budget zwischen den großen Ansprüchen und den Erwartungen der documenta-Besucher.« Wenn es sonst niemand tut, dann müssen eben die Künstler selber ihre Arbeiten klein und dumm reden.

WHITE-TRASH-TYPE VOR DER ORANGERIE: Hassemane Mark?

DIE BEGEISTERTE: Das heißt doch nur, daß sich Sprache und Kunstwerk eben nicht auf eine so direkte Weise und schon gar nicht als Erklärung brauchen. Sie brauchen einander in einem viel größeren Rahmen, und der findet ja hier auch statt. Zum Beispiel bei den Veranstaltungen der »Hundert Gäste für hundert Tage«. Manchmal reden die Leute nur einfach, aber manchmal bewegen sie sich auch, das heißt, sie haben Ideen.

Insert: Das Schlachtfest der Journalisten

Etwa ein Dutzend Kunstkritiker und -kritikerinnen sitzt im Café der Orangerie beieinander und tauscht Meinungen aus. Offensichtlich machen sie vor allem ihrem Ärger Luft. Die Tische sehen schon etwas mitgenommen aus, und hinter der Herrschaftsarchitektur mit dem gastrosophischen Glanz künstlicher Blumen beginnen sich dunkle Wolken am Himmel zu bilden. Der übliche Haufen besserwisserischer eitler Kolleginnen und Kollegen - ganz vorurteilsfrei gesagt - redet aufeinander ein, während die Kamera sie umkreist, als hätten sie sich mit Bunuels »Angel Exterminador« verbunden. Ein wenig abseits stehen unsere Freunde und sehen dem Schauspiel zu.

JOURNALIST 1: Erleichtert fragt man sich, ob die hohen Kriterien der documenta-Macherin nicht doch nur als Hitzeschild dienten, um dahinter das übliche Treiben zu garantieren.

DER SKEPTIKER *(flüstert dazwischen den anderen zu):* Vielleicht doch alles nicht so schlimm.

JOURNALIST 1: Die Epoche von 1967 war für Catherine David immer dann gut, wenn sie sich dem Werk verweigerte, den Medienwechsel vollzog und ohne französische Theorie überhaupt nichts lief

JOURNALISTIN 1 *(abwägend, nicht begeistert, aber auch nicht verurteilend):* Die documenta X erschließt sich nicht sofort. Sie blendet nicht mit spektakulären Effekten, sondern man >verliebt(sich erst auf den zweiten Blick. Nimmt man sich mehr Zeit, um länger vor den Arbeiten zu verweilen, und beschäftigt man sich mehr mit dem Gezeigten und weniger mit dem Konzept, so eröffnen sich dem Betrachter neue Sichtweisen und Erkenntnisse über die zeitgenössische Kunst seit den 60er Jahren.

JOURNALIST 2: Ich kann euch ja mal vorlesen, was die internationale Presse schreibt. »Le Monde«: »Lois Weinbergers verwucherte Gleise sind nur für einen Kenner als Kunstwerke identifizierbar.«

CHOR DER KUNSTKRITIKERR: Jaaah!

DER DILETTANT *(flüstert):* Scheiße! Habe ich auch für ein echtes überwuchertes Gleis gehalten. Hat mir aber gefallen.

JOURNALIST 2: Die Londoner »Times« meint, die Ausstellung sei »massiv, aber deprimierend«, und es mangele ihr »heftig an einem Sinn von Dringlichkeit und schmerzenden emotionalen Angriffen«.

CHOR DER KUNSTKRITIKER: Jaaah!

JOURNALIST 2: Die »New York Times« meint: »Vereinfachend gesprochen - Vergnügen ohne Schmerz ist verboten bei dieser Show.«

CHOR DER KUNSTKRITIKER: Jaaah!

JOURNALIST 2: Oder hier, »Liberation«, also auch die Franzosen selber: »Man könnte den Vorwurf erheben, daß es an ästhetischem Unterscheidungsvermögen gefehlt hat.«

CHOR DER KUNSTKRITIKER: Jaaah!

JOURNALIST 1 *(hebt empört und entflammt das Buch zur documenta hoch):* Der als Katalogalternative getarnte Neomarxismus-Reader, das schwerste Flugblatt seit Erfindung der Mensa *(blättert erregt).* 830 Seiten! Vervielfältigt mit Unterstützung des französischen Außenministeriums.

JOURNALIST 2: Die »Presse« aus Wien: »Ein harmloses Festspiel, das den theoretischen Vorgaben nicht gerecht wird.«

CHOR DER KUNSTKRITIKER: Jaaah!

JOURNALIST 1: Es muß alles dafür getan werden, daß die zeitgenössische Kunst nicht Opfer des interessierten Antiintellektualismus wird. Der Hochmut jedoch, der hier am Werke ist, fordert den Populismus auf unverantwortliche Weise heraus. Die Notwendigkeit ruft, und die rive gauche textet uns zu!

DIE HARDLINERIN *(sarkastisch):* Sieh an, der liberale Kunstkritiker! Wenn ihr mir von links zuviel zumutet, dann läßt mein Volk aber mal die antintellektuelle, populistische Sau raus!

JOURNALIST 3 *(beschwichtigend):* Wer in diesem Sommer nach Kassel reist, sieht keine überintellektualisierte Extremdocumenta, wie konservative Kritiker vermuteten. Ja, es erwartet einen noch nicht einmal ein Konzept, das die Zuspitzung in eine Richtung suchen würde. Im Sinne von Michel Serres handelt es sich um eine Philosophie der sanften Mischung, nach der die Facetten des Ereignisses gefärbt sind. Durchschaubarkeit ist in solch einem System der Vielheit eher die Ausnahme. Die documenta X gibt sich als ein 800-Seiten-Buch plus Ausstellungsebene plus Internet-Präsentationen plus Vortrags-, Theaterskizzen und Filmprogramm zu erkennen.

CHOR DER KUNSTKRITIKER: Ooooch!

JOURNALIST 4: Apropos. Manches mag aparte Spielerei sein, doch die Websites der documenta X haben den Vorteil, daß sie sich längst jenseits der Begriffsruinen von Autor und Werk bewegen. Das Bild im Computer macht das Bild zum Problem: Was ist ein Bild, was unterscheidet es vom >Visuellen< (Serge Daney)? Was hat das Bild mit der Kunst zu tun? Die Schlüsselfragen der documenta X, die sie mit einer manchen lästigen Hartnäckigkeit stellt.

CHOR DER KUNSTKRITIKER: *(durcheinander):* Wäbseid? Wer ist Wäbseid?

JOURNALIST 5: Auch diese documenta, machen wir uns nichts vor, huldigt dem Zeitgeist. Er geriert sich inzwischen nur weniger hedonistisch. Unter der zu Recht gehißten Flagge einer gesellschaftlich relevanten Kunst wird auch diesmal nur inthronisiert, was längst in Galerien und Museen zirkulierte.

CHOR DER KUNSTKRITIKER: Ooooch!

JOURNALIST 6: Die documenta X scheint auf dem besten Weg zu sein, die Liebhaber in zwei Lager zu spalten: In solche, für die Theorie längst Bestandteil der Werke selber ist, und in solche, für die alles auf die Anschauung ankommt.

CHOR DER KUNSTKRITIKER: Jaaah! Ooooch!

JOURNALIST 2: »Den Leuten auf Gedeih und Verderb Spaß zu machen, ist geradezu gefährlich«, findet Catherine David. Ob ihr die Umkehrung der gewohnten Schaulust in Denkarbeit selbst vor den vielen kleinen, kargen Fotos von

Familienalbenformat wohl gelingen wird? Eine Dame mittleren Alters aus der Großbankenstadt Frankfurt stellte zum Schluß ihres Rundgangs jedenfalls erleichtert fest: Die David ist ja gar nicht so sehr links, wie man ihr nachsagt. Und eine andere fragte ihren Kollegen vom Kritikerfach: »Soll man die Ausstellung nun verreißen oder nicht?«

JOURNALIST 7 *(streng):* Wer war das?

Insert: Die Rückkehr

Wieder sitzen unsere Freunde im ICE-Abteil. Es will Abend werden. An den schönen Sommertag hängt sich eine dräuende Dämmerung mit furchtbar roten Wolken und einsetzendem Regen. Nachdem sie ein paar herrliche Wolkenbilder gesehen haben, klatscht nur noch Wasser gegen die Scheiben.

DER DILETTANT: Glaubt ihr an so etwas wie Weltkunst?

DIE HARDLINERIN: Die Ausstellung zeigt doch ganz klar, daß Kunst für Leute in Asien, Afrika und Lateinamerika etwas ganz anderes ist als für Europäer und Amerikaner. Das Ausgangsmaterial der Kunst dort drüben ist noch immer die Geschichte, das Ausgangsmaterial für uns ist nur noch die Kunst selber. Kunst dort drüben entsteht aus dem Widerspruch zwischen Tradition und Moderne. Sie geht immer zugleich vorwärts und zurück. Deshalb ist sie immer unterwegs, und deshalb hat sie immer etwas zu erzählen. Wir haben diesen Widerspruch gar nicht. Oder anders gesagt: Die Moderne ist unsere Tradition. Die letzte Geschichte, die die europäische Kunst erzählen konnte, war die Geschichte ihrer eigenen Zerstörung. Was jetzt existiert, ist wirklich nur noch Karneval, Museum, Pop.

DIE BEGEISTERTE: Was macht dich daran so wütend? Die Frage nach dem Widerstand ist damit ja nicht geklärt. Wenn man verlangt, daß Kunst demokratisch ist, dann heißt das doch nicht, daß sie auch populär sein muß. Und wenn man verlangt, daß Kunst geschichtlich sein muß, heißt das doch nicht, daß sie sich eine Geschichte einfach ausdenken darf Es ist überhaupt kein Widerspruch, selbstreferentiell und politisch in einem zu sein.

DER SKEPTIKER: Übrigens haben uns eigentlich gerade die Real-Time-Medien, die Medien-Installationen und die Internet-Angebote am wenigsten an sich herangelassen. Wahrscheinlich, weil sie am allerwenigsten im Vorübergehen wahrzunehmen sind, weil man sie wirklich »besitzen« muß, um sich ihnen, ihrem Rhythmus, ihrem Raumgefühl zu überlassen. Habt ihr gemerkt, wie sie das Publikum in drei Klassen teilten? Fachleute, Ignoranten und die, die gerne wollten, aber sich nicht trauten. Ob zum Beispiel durch das Internet Kunst entstehen kann, ist gar nicht die Frage. Die Frage ist, ob sie nicht in diesem öffentlichen Raum auf eine paradoxe Art undemokratisch wird. Oder veröffentlicht sie nur ihr Undemokratischsein? Und überhaupt wollen zu viele Bildschirme etwas erzählen, so, als ignorierten sie einfach, daß ihr Endgerät für ein besonderes Verhältnis von öffentlicher Sendung und privatem Gebrauch gebaut worden ist. Aber um das zu erfahren und um das Visuelle wieder in Bilder zu übersetzen, kann man ja hierher kommen.

DER DILETTANT: Aber was hat die deutschen Kritiker und Kritikerinnen eigentlich an dieser documenta so ratlos, gar zornig oder zynisch gemacht, je nachdem?

DIE HARDLINERIN: Das kann ich dir sagen: Der ganze Parcours repräsentiert nicht den Stand der Kunst, sondern zugleich den Weg fort und zurück. Zurück zum Ende der sechziger Jahre, als die Kunst wohl die radikalste Abwehr erlebte. Diese Zeit mögen wir nicht mehr. Aber wenn es jetzt heißt, daß diese Kunst hier nicht wirklich ohne die französischen Philosophen verstanden werden kann, dann läßt sich das eben wunderbar skandalisieren: So darf der Zeitgeist nicht an uns vorbeiwehen! Sich mit der Theorie gegen den Karneval zu verbünden! Mit den Franzosen gegen die neue deutsche Spaßkultur!

DER POPDISKURSEUR: Wahrscheinlich geht es in dieser documenta gar nicht um die Suche nach der Position der Kunst, sondern im Gegenteil um die Suche der Kunst nach ihrer Position. Und damit ist eben der Zuschauer nicht der Fragende, sondern der Befragte.

DER DILETTANT: Das Ganze ist ja nicht zuletzt ein Versuch, noch einmal an jenen Punkt zurückzugelangen, wo die Kunst mit einer sozialen Bewegung in Verbindung stand, und dabei nicht zu vergessen, was seit 1967 alles passiert ist. Als Meta-Kunstwerk ist die documenta eine ziemlich radikale Geste gegen die neoliberale Spaßkultur mit Kunstüberzug, der man sich als deutscher Kunstkenner dann doch besser in Venedig hingeben kann. Ob das nun gelungen ist oder nicht, ist wirklich die falsche Frage. Weshalb mir für diesmal das Ganze besser als seine Teile gefallen hat.

DIE HARDLINERIN: Dennoch: Nach alldem bleibt mir das Einfachste im Kopf. Zum Beispiel David Reebs Nachformungen von Pressefotos der Intifada. Das Einfache noch einmal vereinfacht. Männer mit Gewehren, die über die Straße laufen, Angeschossene, Tote, Tötende: »Let's Have Another War«. Tatsächlich geht es auch in diesen Bildern darum, wie wir mit dem Visuellen umgehen. Aber natürlich ist die Wirklichkeit eines Kopfschusses trotzdem da, gleichzeitig vielleicht mit einer Vorstellung von dem, was da an Macht und Geld mit solch einem Bild verbunden ist.

DER POPDISKURSEUR: Ich habe besonders den Raum von Mike Kelley und Tony Oursler gemocht, in denen sie ihre Proben mit den Poetics wiedergeben. Die Frage ist, was eigentlich passiert, wenn man etwas wie Punk zu Geschichte

erklärt und dann die gewonnenen Bilder gegen die Sache selbst verwendet.

DIE BEGEISTERTE: Noch mal zu meinem Parcours der Nichtsnutzigkeit: Andrea Zittels »Escape Vehicles«, mehr oder weniger bewohnbare oder gestaltbare Container, die man sich zum Beispiel zur Badewanne oder zum eigenen Wohnzimmer-Museum machen kann.

DER SKEPTIKER: Mir hat besonders das Stück von Hans Haacke gefallen, »Standortkultur (Corporate Culture)«, ein Plakat mit originalen Zitaten von Firmen, die Kultursponsoring machen: »Das hilft uns, die öffentliche Meinung zu verführen. ... Wir sind keine uneigennützigen Förderer. Wir wollen etwas für unser Geld. Und wir kriegen es. ... Wer bezahlt, hat das letzte Wort.« Ausgewiesene Originaltöne. Daß die Wahrheit immer so schrecklich einfach sein muß!

DER DILETTANT: Wer sponsort eigentlich die documenta?

DIE HARDLINERIN: VW, Deutsche Städte Reklame, Binding Bier, Sparkasse, Sony und - die Deutsche Bahn.

DER DILETTANT: Was die wohl für ihr Geld kriegen?

SCHAFFNER *(schaut dienstleistungsfröhlich ins Abteil):* Die Fahrkarten, bitte.

Abblenden

Anmerkung: Am Schlachtfest der Journalisten und Journalistinnen im Café der Orangerie nahmen Teil: Vertreter von »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, »Frankfurter Rundschau«, »Zeit«, »Neues Deutschland«, »Freitag«, »Süddeutsche Zeitung«, »Hamburger Abendblatt«, »Contour«.

Konkret 08/97, S. 46

Oliver Tolmein

Schmidteinander

Vor Heinrich Breloers Fernsehfilm □ Todesspiel□ sind die Deutschen zu einer einigen gro□ en Familie zusammengewachsen - mit einer ins Tragische ges□ uberten Geschichte

»Weshalb Curd Jürgens gegen und Professor Grzimek für die Todesstrafe bei Terroristen ist«, wußte der »Stern« am 22. September 1977 und klärte auf Der Schauspieler Curd Jürgens war gegen die Todesstrafe, weil sie »überhaupt nichts nützt«. Der Tierfreund Bernhard Grzimek gab sich optimistischer: »Ja - weil sonst zur Befreiung gefangener Terroristen immer wieder Menschen getötet werden.«

Die Todesstrafe wurde nicht eingeführt - aber von den »gefangenen Terroristen« gab es nach dem Deutschen Herbst auch nicht mehr viele zu befreien: Sie waren ganz von selbst gestorben. Wie - das konnte bis heute nicht aufgeklärt werden. Und doch wissen es nun alle, die es wissen wollen: Heinrich Breloer hat es ihnen in seinem TV-Zweiteiler »Todesspiel« gezeigt. Noch während um 0:38 Uhr die Nachricht von der Erstürmung der Lufthansa-Maschine »Landshut« durch die GSG 9 vom Deutschlandfunk ausgestrahlt wird, holt Andreas Baader aus einem Hohlraum in seiner Zelle eine Pistole, pustet den Staub ab, hält sie sich mit beiden Händen, die linke am Abzug, den Griff nach oben, von hinten an den Kopf, armer durch, setzt die Waffe noch einmal ab, feuert zweimal mit der rechten Hand in seiner Zelle umher - dann sehen wir ihn in einer Blutlache liegen.

Das Drehbuch für diese Szene hat Breloer, dem »leidenschaftlich genauen, also vorurteilsfreien Rechercheur«, als der er in diesen Tage in beinahe allen Medien gerühmt wird, allerdings die Staatsanwaltschaft geschrieben: Bis ins Detail folgt er ihrer fast zwanzig Jahre alten Version, die mit dem Abschluß des Todesermittlungsverfahrens im April 1978 festgelegt wurde. Wie der ermittelnde Staatsanwalt umgeht auch der vermittelnde Regisseur Breloer alle offenen Fragen, verdeckt die Widersprüche und verschweigt die groben »Fehler« bei der Spurenuntersuchung.

Während etwa die Gutachter davon ausgegangen sind, daß der Griff der Waffe, mit der Baader sich erschossen haben soll, nach oben zeigen und Baader mit links geschossen haben mußte, weil nur so ein Abfeuern der Waffe ins eigene Genick erfolgen konnte, hat die Kriminalpolizei Stuttgart festgestellt, der Griff der Waffe müsse nach unten gezeigt und Baader mit rechts abgedrückt haben, weil nur das die Lage der Hülse des tödlichen Schusses erklärt. Auch das Gutachten, das nach kriminaltechnischen Untersuchungen an Baaders Wunde zu dem Ergebnis kam, die Waffe könne nicht aufgesetzt, sondern nur aus einem Abstand von 30-40 cm abgefeuert worden sein, erwähnt Breloer nicht, genausowenig wie das Verschwinden einer möglicherweise bedeutsamen Spur. Und die einzige Überlebende dieser Nacht, Irmgard Möller, hat der Regisseur, der, wie verbreitet wird, »bei allen Beteiligten recherchiert (hat)«, weder befragt, noch wird sie in seinem Film auch nur erwähnt - sogar aus der Radionachricht, die am Tag danach über den Äther geht, ist sie sorgsam herausgeschnitten worden. »Der akribische Regisseur hat bewußt auf sie verzichtet, weil er ihren Beitrag für die Annäherung an die komplexe Wahrheit des heißen Herbstes nicht für relevant hielt«, erläutert ein Reporter verständnisvoll.

Daß der akribische Regisseur vorsichtshalber auch auf andere »verzichtet« hat, deren Beiträge seinen Wahrheits-Komplex vielleicht weniger stimmig hätten aussehen lassen, und daß die, deren Aussagen Breloer nicht für relevant halten wollte, gerade jene sind, die auch die Bundesanwaltschaft nicht für glaubwürdig hält, weil sie mit ihr nicht so vertrauensvoll zusammengearbeitet haben, wie die »Todesspiel«-Kronzeugen Boock und Maier-Witt, ist zwar kein Zufall, aber auch nicht weiter wichtig. Niemand konnte ernsthaft erwarten, daß die ARD den riskanten Versuch unternehmen würde, tatsächlich aufzuklären, was in der Stammheimer Todesnacht geschehen ist.

Überraschend an Breloers aufwendiger Kolportage-Produktion ist nicht, daß - und mit welchen Mitteln! - er sich dafür engagiert, die Staatsversion der Ereignisse von Stammheim ein für allemal als alleingültig festzuschreiben, sondern wie er den Blick auf Hanns Martin Schleyer lenkt, den »Boss der Bosse«, den SS-Mann, der sich aktiv an der Säuberung der Universitäten von »jüdischen und staatsfeindlichen Elementen« beteiligt hatte, der im Präsidialbüro des »Zentralverbandes der Industrie für Böhmen und Mähren« an der Organisierung der Kriegswirtschaft beteiligt war. Und der im Nachkriegsdeutschland beispielhaft für die Kontinuität der deutschen Elite stand, der im Kampf gegen die gewerkschaftliche Mitbestimmung als erster die Aussperrung praktizierte und 1973 den markigen Satz prägte: »Das Unternehmertum muß sich kämpferisch bewähren in Volk und Staat.«

Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« formulierte 1977 vorsichtig, daß Schleyer »der Sympathie und dem Mitleid des Volkes etwas entrückt (ist)«. 1997 wird zusammengefügt, was zusammengehört: »Verdienstvoll ist Breloers Leistung, das Opfer Schleyer aus der Entrückung zu holen«, lobt als späte Replik auf den zögerlichen »FAZ«-Kommentar des Jahres 77 jetzt der »Spiegel«. Hans Brenner, der bei Breloer den Schleyer gibt, ist ein bedächtiger Sympathieträger. Aus dem hartem, von einem Schmiß gezeichneten Gesicht des Arbeitgeberpräsidenten, den ein Flugblatt der IG-Metall einmal knapp mit »Er ist so, wie er aussieht« charakterisierte, machen Brenner und die Maskenbildner ein nachdenkliches, vom Schicksal gezeichnetes Antlitz. So, wie es dann erscheint, paßt es zu Breloers Dramaturgie, die eben nicht, wie ein Rezensent

euphorisch behauptet, auf »bewußtgemachte Geschichte« setzt, sondern immer, wenn es kritisch wird (bzw. werden sollte), in private Emotionen ausweicht. Die Interviewpassagen, die, dramatisch ausgeleuchtet, in Nahaufnahme Zeitzeugen ins Wohnzimmer holen, sind charakteristisch für Breloers Film. Sie stellen Nähe her und suggerieren Authentizität, verfälschen aber die Wirklichkeit, weil sie den Zusammenhang ausblenden, in dem die Akteure gehandelt haben und in dem sie sich heute legitimieren.

Die wenigen Minuten, in denen das »Todesspiel« die »Zeit von 1933 bis 1945« streift, sind charakteristisch dafür: Es geht nicht um die Wahrheit über Schleyer, nicht um die aufs Äußerste zugespitzte Situation, in der ein Mensch, der auch ein verhaßtes Symbol der Kontinuität deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert und aggressiver Herrschaftspolitik ist, zum Opfer wird. Breloer interessiert sich für anderes: Er läßt Schleyers Söhne mit ernstem Blick in die Kamera sagen, zu Hause habe man »tabulos« über »die Zeit vor 1945« geredet, es habe »harte Diskussionen gegeben«, aber der Vater sei eben »über vieles« nicht informiert gewesen. Die Witwe erinnert sich, ihr Mann habe »nicht einmal die Uniform« getragen.

Da hat Breloer mit viel Pathos bloß eine ganz normale Familiengeschichte aus dem Reich inszeniert: so nichtssagend wie die Konfrontation, die er im »Volksgefängnis« nachstellt. »Wie ihr so einfach weitergemacht habt nach 45, als wäre nichts geschehen«, empört sich im Film ein Mitglied des Kommandos, und Schleyer hat darauf den Allerweltssatz parat: »Wer nicht dabei war, wird das nur schwer verstehen.« - »Ihr wart die guten Söhne, er der böse Nazi-Vater?« fragt Breloer Peter Jürgen Boock und der nickt brav ab. »Ein Widerspruch, der immer schmerzen wird«, attestiert die Kritik beruhigt: So floskelhaft läßt sich die Geschichte in die Gegenwart integrieren. Denn, Schmerzen hin oder her, der Vater ist längst nicht mehr so böse, die Söhne haben an Gutheit eingebüßt - im neuen Vaterland sind alle wieder eine große Familie. Die »FAZ« hat es auf den Punkt gebracht: Breloer habe einen »ästhetischen Akt der Wiedergutmachung« an Schleyer geleistet, »weil er dem Opfer eine Rolle zurückgab ... jene Identität und damit jene Tragik, die beim Zuschauer nach aristotelischer Lehre Mitleid und Furcht auslösen«. - »Triumph einer Tragödie«, tönt es auch in der »Süddeutschen Zeitung«: »Die Zuschauer der Tragödie vergewissern sich in Furcht und Mitleid, in Angst und Schrecken der Legitimität ihres Zusammenlebens.« Und in der »Taz« nimmt Mariam Niroumand prompt »Abschied von gestern« und trifft weit in der Vergangenheit einen neuen Freund: »Im Grunde war Schmidt Antigone; nur daß er seinen Bruder begraben mußte, obwohl er sich für Kreon und den Staat statt für das Blutgesetz entschieden hat. ... Mein alter Feind Helmut Schmidt, plötzlich verstehe ich, in welcher Lage er war.«

So wenig das »Todesspiel« über den Deutschen Herbst erzählt, über Sympathisantenhatz, das rabiate gesellschaftliche Klima, über die Konfrontation eben nicht nur von RAF und Krisenstab, sondern von radikaler Opposition und staatstragender Mehrheit, so viel erzählt die Reaktion auf das Breloersche Machwerk über Deutschland 20 Jahre danach. *»Das* Fernsehereignis der letzten Jahre«, wie die Presse jubelte, in dem weder die Nachrichtensperre noch die Selbst-Gleichschaltung der Medien im Herbst 77 erwähnt werden, hat eine Resonanz gefunden, die mehr als der Film selbst einen Eindruck davon verschafft, wie umstandslos die Öffentlichkeit hierzulande bereit ist, sich im Dienst fürs Große Ganze aufzugeben. Als habe ein ansonsten arbeitsloser Krisenstab die Rezeption des Films geplant, haben »Zeit«, »Spiegel«, »Stern«, »Woche«, »Welt«, »Frankfurter Rundschau«, »Hamburger Abendblatt«, die Fernsehsender der ARD und die Hörfunk-Magazine, das »Neue Deutschland«, »Taz«, »FAZ«, »Süddeutsche Zeitung«, »TV today« und »TV Spielfilm« Breloers Werk gefeiert, gepriesen, in den Himmel gehoben. Die »Klugheit und Fortwirkungskraft dieses Films« (»ND«), das »Meisterwerk« (»SZ«), »Fernsehereignis des Jahres« (»FR«), »das größte Fernsehereignis seit Jahren« (»FAZ«), »der Höhepunkt dieses Fernsehjahres« (»Stern«).

Der NDR widmete dem »Todesspiel« eine 45minütige Sondersendung, in der das geläuterte einstige RAF-Mitglied Peter Jürgen Boock vor dem damaligen Bundesjustizminister Hans-Jochen Vogel, seinem Ankläger Bundesanwalt Klaus Pflieger und dem Moderator Woynar zu Kreuze kriechen durfte. Einmal aber flackerte etwas auf, unvermittelt und folgenlos, das erklärte, warum es Breloer und seiner Öffentlichkeit so überaus wichtig ist, die jüngere und jüngste deutsche Geschichte zur Tragödie zu adeln. Der Moderator fragt Boock: »Die Väter damals (im Nationalsozialismus) konnten immerhin sagen: Wir haben für Deutschland gekämpft. Wofür haben Sie gekämpft?« - Boock: »Gegen Deutschland.«

Dieser Kampf ist verloren. Jetzt soll die Erinnerung daran, daß es vor 1997 eben auch *darum* gegangen sein könnte, durch die gezinkten Bilder des »Dokudramas« überspielt werden. »Breloers Geschichte gehört zu den Erinnerungsvorräten unserer Lebensgeschichten. Sie hat das Gemeinwesen erschüttert. Es ist, in seinen Grundregeln bestätigt, mit skeptischem Selbstbewußtsein erneuert aus ihr davongekommen« (SZ).

Konkret 08/97, S. 48

Stefan Ripplinger

Arisch gefühlvoll

Während der französische Schriftsteller Louis-Ferdinand Céline an seinem dritten Roman, »Guignol's Band«, schrieb, veröffentlichte er antisemitische Hetzschriften. Eine vergleichende Lektüre fördert zwischen Roman und Pamphleten erstaunliche Übereinstimmungen zutage. Ein Beitrag zur gerade erschienenen ersten deutschen Übersetzung von »Guignol‘s Band II«

Man könne Louis-Ferdinand Célines Werk nicht wirklich verstehen, wenn man nicht auch *Guignol's Band* gelesen habe, schreibt Henri Godard, der 1988 als erster alles, was von jenem Roman bekannt ist, veröffentlicht hat (in der »Bibliothèque de la P1éiade«). Godard hat recht; wer Céline kennenlernen will, kommt an diesem teilweise noch unbehauenen Textblock nicht vorbei.

Mit Erscheinen von *Guignol's Band II,* der Übersetzung des nachgelassenen, nicht endgültig redigierten Teils des Skripts, ist der Text nun auch für den deutschen Leser bequem zugänglich. Wer Céline lesen will, der lese auch *Guignol's Band.* Aber damit ist es nicht getan: Wer diesen »roman de fantastique« (Celine) verstehen möchte, kann nicht umhin, auch die vor und während seiner Niederschrift (1940 bis 1946) entstandenen antisemitischen Pamphlete des Schriftstellers zur Kenntnis zu nehmen.

Das ergibt sich allein schon aus der Nähe der Texte zueinander. Und dabei geht es nicht nur um die zeitliche Nähe, darum also, daß sich auf den Rückseiten des Romanmanuskripts Entwürfe zu den *Beaux draps* (1941), einer der widerlichsten Hetzschriften Cé1ines, finden. Auch Stoff und Stil des Romans sind durch die Pamphlete vorgeprägt. Eine der Hauptpersonen von *Guignol's Band,* Borokrom, kurz Boro, der ehemalige Chemiker, Bombenbauer, »Mordskerl« und Freund Ferdinands - also des von *Mort á crédit* (1936) bekannten Ich-Erzählers -, hat seinen ersten Auftritt in *Bagatelles pour un massacre* (1937). Und auch der Pfandleiher Titus Van Claben figuriert unter dem Namen Van Bagaden bereits in den *Bagatelles,* die die Nazis - allerdings nicht vollständig und stark bearbeitet - als *Die Judenverschwörung in Frankreich* übersetzen ließen (Auszüge erschienen im »Stürmer«).

Aber nicht nur Personal und Dekors des bereits seit 1934 geplanten Großromans hat Céline in den Pamphleten erprobt, sondern auch dessen ungewöhnlichen Stil. Jene Gefühlssprache also, die er seit Mitte der dreißiger Jahre immer schärfer hervorzutreiben versucht, eine von Reflexion kaum getrübte *emotional language* der »Ah!« und »Oh!« und »Oh! la la!«, der mit » ... « skandierten Reperkussion der Sätze, der stoßweise sich Ausdruck schaffenden Stimmungen - unter besonderer Berücksichtigung der »Haßgefühle«, von denen ihm »noch etliche fehlen«, wie es im Motto zu *Mea Culpa* (1936), dem ersten Pamphlet Célines, heißt.

Mea Culpa ist, trotz einiger in diese Richtung zielender Bemerkungen, kein antisemitisches, sondern ein antibolschewistisches Manifest, entstanden kurz nach einer Reise in die Sowjetunion. Eine deutsche Übersetzung erschien 1937. Die Aussage läßt sich so zusammenfassen: Der Mensch ist ein Vieh geworden, und der Kommunismus macht ihn nur noch schlimmer. Darin spiegelt s ich, wie in den meisten Meinungen Célines, radikalisierter Kleinbürger-Geist. Doch mit welchem Ungestüm solche Banalitäten vorgetragen werden, das verschlägt einem noch heute den Atem. Aus der Rede der christlichen Religion an den Menschen: »Du kleines, ungestaltes Aas, du bleibst immer ein Stück Kot ... Von Geburt an bist du nichts als Dreck ... Verstanden? (...) Wenn du besonders anständig, wenn du ein Held im >Maulhalten< bist, dann wirst du vielleicht am Ende deines Golgathas im Schoße der Kirche verrecken ... Doch auch das ist nicht sicher ... ein kleiner Flaum, beim Draufgehen etwas weniger faulig als bei der Geburt ... und wenn du in die Nacht tauchst, leichter atembar als im Morgenrot ... Aber mach dir nichts vor! Das ist alles ... Halte dich dran! Träume nicht von großen Dingen! Für ein Stück Scheiße ist dies das Maximum! ... «

Man vergleiche die Passage mit einem willkürlich gewählten Auszug aus *Guignol's Band II.* »Die Liebe, die Wünsche ... das ist nicht alles! Das Kluge ... das Beste, das weniger Schlimme, am Futter hängen, Scheiße was solls! ... Nicht weich werden gottverdammich! ... entgegentreten! ... her mit den Mahlzeiten! Immer herbei! ... Hier gleich gegenüber! ... die Perfidie in Person! ... und dann auf den Plunder gestürzt ... «

Die Übereinstimmung in Stil und Haltung ist alles andere als zufällig. *Guignol's Band* verbindet mehr mit den Pamphleten als mit der *Voyage au bout de la nuit* (1932), dem berühmten ersten Roman Célines. Mit seinen Schmähschriften nahm der Autor nicht etwa von seinem literarischen Projekt Abstand, um Politik zu machen, ganz im Gegenteil: Die Pamphlete sind selbst Teil der Literatur. Sie waren sein Laboratorium, in dem er neue Figuren und Landschaften entwarf, eine rhythmisierte, allein auf die Emotion setzende Sprache entwickelte oder verfeinerte.

»Am Anfang war die Emotion« (Céline in einem Rundfunkinterview 1955; dt. »Literaturmagazin«, 8/1991). Mit den Worten und gegen die Worte, die die »Emotion verdrängt« haben, dieser wieder zu ihrem Recht zu verhelfen und den

»emotiven Ton« zu treffen, das war sein Programm. Wenn man es ernst nehmen wollte, müßte man zu der Erkenntnis gelangen, daß sich einige seiner in diesem Sinn gelungensten Seiten in »écrits maudits« (Thomas Schmidt-Grassee) finden, die - aus gutem Grund - seit einem halben Jahrhundert nicht wieder aufgelegt wurden (einzige Ausnahme: *Mea Culpa)* und zum größeren Teil nie ins Deutsche übersetzt wurden.

Während *Mea Culpa* sich noch auf die Warnung beschränkte, es werde in der Sowjetunion und sonstwo bald alles ganz »totalitär« werden, mit »den Juden, ohne Juden. Das alles hat keine Bedeutung. Die Hauptsache, man mordet!«, glaubte er in den *Bagatelles* schon herausgefunden zu haben, wer die Kriegstreiber und Mörder sind: »(Es) sind die Juden, sie alleine, die uns an die Maschinengewehre treiben ... (Hitler) liebt die Juden nicht und ich ebensowenig!« Daher wolle er keinen Krieg gegen Hitler, für die Juden, führen. Aber noch ein anderer, in der Welt Célines viel schwerer wiegender Vorwurf gegen die Juden wird in diesem 384seitigen Pamphlet erhoben, von dem Célines Verlag Denoel 76.000 Exemplare verkaufen konnte: »Die Juden sind nicht emotiv«, oder, noch mehr zugespitzt: »Die Juden sind die geborenen Feinde der arischen Empfindsamkeit (émotivité).« Weil sie »Bastarde« sind, »degeneriert«, haben sie »zur europäischen Kunst nichts beitragen« können, sondern diese stets nur »massakriert«.

Mit anderen Worten: Das literarische Projekt der Wiedererlangung der Emotion ist zugleich ein antisemitisches. Die Juden haben, weil sie angeblich alles »besitzen« - »Presse ... Theater ... Radio ... Kammer ... Senat ... Polizei« -, des Ariers »retour à son rythme émotif propre«, also die Rückkehr zu seinem ureigenen »emotionalen Rhythmus«, verhindert. Ein so ungeheuerliches Verbrechen, daß nur entschlossene Maßnahmen Erleichterung bringen können: Die Juden - »in die Wüste ... mit den Schakalen! «

Nachdem er in seiner nächsten Hetzschrift *L'Etcole des cadavres* (1938) die Konsequenzen der »Vernegerung der Franzosen unter jüdischer Führung« ausgeführt hat, wird er in *Beaux draps* (194 1) - die großen Deportationen aus Frankreich stehen nahe bevor - überdeutlich: »Beseitigt zuerst den Juden!« Und: »Stellt den Juden an die Wand! Es gilt keine Sekunde zu verlieren! Das ist doch völlig klar!« Und: »Wählt Arier, die Urnen für die Juden.«

Außer durch die Juden drohe Gefahr durch Freimaurer, »gelbe Horden«, »Neger« und Kommunisten. Eine »Hydra mit 120 000 Köpfen«, ein vielgestaltiger Feind - und am Ende doch nur *ein* Feind. Schon in den *Bagatelles* hatte er seinem Glauben Ausdruck verliehen, der Jude sei eigentlich »ein Neger, die semitische Rasse existiert nicht, das ist eine Erfindung des Freimaurers, der Jude ist nichts als die Kreuzung von Negern mit asiatischen Barbaren«. Entsprechend kann der Kommunismus nichts anderes darstellen als »das große Streitroß des Juden«, Trotzki, Warburg, Loeb - alles eine Mischpoke, »jüdische Bankiers ... Agitatoren ... Dichter und Bauern«.

Man ist versucht anzunehmen, daß das unverkennbare Delirium eines Paranoikers, trotz der hohen Auflagen, die Céline mit derlei Schriften erzielte, nicht einmal von den Nazi-Kollaborateuren ganz für voll genommen werden konnte. Weit gefehlt. Als er 1944, mit deutschem Placet, den ersten Teil von *Guignol's Band* veröffentlichen ließ, zeigten sich die französischen Rechten vor allem darüber enttäuscht, daß nicht einmal der Beste unter ihnen - als den sie Céline anerkannten - noch gegen die Juden hetzen mochte. Die Tatsache, daß die Handlung des Romans im London des Ersten Weltkriegs spielt, empörte die meisten Kommentatoren der französischen Rechtspresse. »Der Céline des Jahres 1944, schrieb Jacques de Lesdain in »Aspects« (2. 6. 1944), »hütet sich, seine Finger an aktuellen Themen zu verbrennen. Der große Zerstörer der Juden vergißt sogar die Existenz von Israel.«

Céline ärgerte sich sehr über solche Rezensionen. Und sie waren auch ungerecht: Immerhin hatte der Schriftsteller noch nach dem Erscheinen von *Beaux draps* in ungezählten Interviews und kleinen Artikeln seinen Judenhaß weiter verfolgt (der ihm bekanntlich selbst nach 1945 nicht peinlich war) und noch 1943 die *Bagatelles* mit neuem Vorwort wieder auflegen lassen. Außerdem entgeht dem sorgfältigen Leser nicht, daß der Roman das Werk eines ausgepichten Judenhassers ist, auch wenn Céline in vorauseilendem Opportunismus antisemitische Stellen getilgt und das Schimpfwort »youpin« ausgestrichen hat. Was schließlich die Aktualität betrifft, waren auch die kollabierenden Kommentatoren dem häufig anzutreffenden Irrtum aufgesessen, daß dramatische Zeit und Referenzzeit zusammenfallen müßten.

Den Krieg hatte Céline vorhergesehen; daß er auf einen anderen Krieg zurückkam, ergab also durchaus einen Sinn. Die Szenerie ließe sich leicht in die vierziger Jahre versetzen: Während sich unten, in der Hafengegend Londons, die burlesken Abenteuer einer französischen Zuhälter-Clique entspinnen, gleiten deutsche Zeppeline über die Stadt und werfen ihre Bomben ab. Doch Ferdinands Freunde lassen sich nicht davon abhalten, ihre orgiastischen Feste zu feiern. Das Brennen der Stadt empfindet Ferdinand, der doch so sehr unter seinen im Krieg davongetragenen Verwundungen zu leiden hat, als eine anregende Illumination: »Ah! was ein Schauspiel! gigantisch! Ich hätte nicht gedacht, daß das so schön sein könnte!«

Während die Deutschen für die richtige Beleuchtung der Spektakel sorgen, fühlt sich Ferdinand von den britischen Behörden verfolgt. Matthew, der Inspektor des Scotland Yard, hat ihn auf dem Kieker. Und so fürchtet Ferdinand, der mit dem Autor nicht nur den Vornamen gemeinsam hat, sondern auch die Kriegs- und die London-Erfahrung und überdies den (später ergriffenen) Beruf des Schriftstellers, bei allen Ausschweifungen doch stets, daß ihn die Polizei »beim Arsch« kriegt. Mal unterstellt er den mit ihm Zechenden, daß sie etwas gegen ihn »aushecken«. Mal hat er sogar seine besten

Freunde im Verdacht, mit der Polizei im Bunde zu sein. Er glaubt, sie hielten ihn hin, »bis irgendwann die Bobbies kommen! ... und mich kassieren! ... Ein Komplott, ich verstehe! « Und schließlich fürchtet er namenlose »Heimtücker, die auftauchen irgendwoher ... da aus dem Nebel! «

Die Ahnung der Katastrophe ist also, wie in allen Romanen Célines, allgegenwärtig. Und doch wird ihr in *Guignol's Band* ein »Paradies« (H. Godard) gegenübergestellt. Im zweiten Teil des Romans findet sich der Erzähler in der Villa des vermögenden Colonel O'Collogham wieder, die Tafel ist reich gedeckt, ein entzückender Garten liegt hinter dem Haus. Ferdinand verliebt sich in die unschuldige vierzehnjährige Nichte des Colonel, die natürlich Virginie heißt. Das Mädchen ist ein blondes Klischee: Hübsch, gebräunt, trainiert, modebewußt, redet sie stets über »Kino ... Kricket ... Sport«. Wäre sie außerdem ein wenig smart, könnte man sie für die »moderne Oberschülerin« halten, jenes erotische Ideal der Zeit, über das sich Witold Gombrowicz in *Ferdydurke (1937)* lustig macht.

Wie das unverhofft: entdeckte Paradies auch in alle Zukunft Bestand haben könnte, darüber hat Ferdinand genaue Vorstellungen: »(Wenn) der Krieg zu Ende ist, nicht mehr allzulange vielleicht, dann könnten wir ja heiraten? ... einen Hausstand gründen ... ich phantasierte wild herum vor Glück.« Doch nun bemächtigen sich dunkle Triebe seiner, er führt das Mädchen zu dionysischen Festen, läßt sich von Freunden aufstacheln, berauscht sich, verliert sich im Gebraus der Musik, im Tanz, in einer unnachahmlich dargestellten Orgie - und vergewaltigt Virginie.

Nun, was war das? War er das selbst? Und wer, fragt er sich, ist er? Ein »entfesselter Satyr« oder ein »Kleinmädchenficker«? Ferdinand plagt schon vor der Vergewaltigung das schlechte Gewissen: »Ja, das schlimmste Ungeheuer bin ich!« Er läßt sich halb ins Chaos reißen und will doch nicht die »anständigen Bürgerregeln« aufgeben - denn wenn sie »mißachtet werden ... naht Unglück!« Gegen die anarchische Entregelung aller Sinne stemmt sich ein zitterndes Ich, das sich gegen die Übermacht der »tierischen Instinkte« verloren glaubt, die es andererseits so sehr faszinieren. »Alles geht also in den Flammen unter, du, dich, Sie, eines Tages oder sonstwann, wird zu Asche oder verläuft im Sande, von du bis dir, von er zu uns ... wenn eine böse Tat uns mitreißt, ins Wasser, in Löcher oder ins Feuer... All das steht geschrieben!«

Doch neben der Angst, die aus jedem scheelen Blick auf ein »Komplott« schließt, und neben den nagenden Selbstvorwürfen findet sich bei Ferdinand auch eine monströse Gefühllosigkeit, mit der er sich in der genüßlichen Beschreibung von Verbrechen ergeht. Gegen Ende des zweiten Teils von *Guignol's Band* (der dritte Teil liegt nur in einem Exposé vor) wird mitten in einer rauschhaften Party eine in Planen gewickelte, stinkende Leiche entdeckt: »Der Kopf! ... der Kopf! ... das ist wirklich ein Kopf! wenn auch in Stücken! ... das ist Claben ... ist freilich seine Fresse ... aber ohne Augen! ... und sonst nichts mehr als Matsch.« Und gleich geht der wilde Tanz weiter, Ferdinand stößt eine Kokotte auf den verwesten Toten, »den Arsch in den Matsch ... Plack!«

Der Leichnam, mit dem hier Scherz getrieben wird, ist der des Pfandleihers Titus Van Claben, jenes »verrückten Wucherers« also, den Boro, Delphine und Ferdinand im ersten Teil des Romans auf greuliche Weise umbringen: indem sie ihm Goldstücke eintrichtern und ihn schließlich, als er sie nicht erbrechen kann, vom ersten Stockwerk in die Tiefe stürzen, dem bereits Leblosen auf den Bauch springen und ihn, als sie endlich feststellen, daß er tot ist, unter schweren Buffets begraben. Danach wird der Laden des »Scheusals« angezündet. Begeistert stehen sie vor ihrem Werk: »Wir betrachteten das brennende Haus ... das Haus Claben ... Ich dachte an nichts anderes! ... Nichts fasziniert einen so wie Flammen, besonders wie sie da so im Himmel flatterten, waberten, flackerten ... «

Es wäre schwierig, keinen Zeitbezug darin sehen zu wollen, daß ein bereits in den *Bagatelles* eingeführter jüdischer Wucherer, den der Autor in der Figuren-Zeichnung - oder sollte man sagen: in der Karikatur? - nur leicht abgewandelt hat, im Roman erneut auftritt und darin auf besonders symbolträchtige Weise ermordet wird. Das schockierende Wieder-Auftauchen seiner entstellten Leiche unterbricht nur kurz die dröhnende Musik von *Guignol's Band.* (Der englisch-französische Titel könnte mit »Kasperles Combo« übersetzt werden, gleichzeitig klingt das französische Wort »bandes« an, gemeint sind die Fäden, an denen Marionetten geführt werden.) Ein Romancier, der mit größter Empfindlichkeit noch die geringste Schwankung im Gefühlsleben arischer Zuhälter nachzeichnet, beweist doch äußerste Kaltblütigkeit, wenn er die Ermordung eines Juden und die Beseitigung seiner Überreste schildert.

Es ist wahr, Céline ist die große Ausnahme - der Antisemit, der schreiben kann. Ob man ihn auch lesen kann, hängt indes von der Nervenstärke des einzelnen Lesers ab. William Burroughs berichtete einmal, Allen Ginsberg habe 1958 einen gemeinsamen Besuch bei Céline organisiert. Der Schriftsteller habe ihnen erzählt, er nehme, wenn er in die Stadt gehe, stets seine großen Hunde mit, »wegen der Juden«. Auf der Post vernichteten sie seine Briefe, in der Apotheke weigerten sie sich, seine Rezepte zu bedienen. Burroughs: »Wir marschierten mitten hinein in einen C61ine-Roman.« Es gibt verlockendere Ausflugsziele.

Louis-Ferdinand Celine: *Guignol's Band IL* Deutsch von Hinrich Schmidt-Henkel. Rowohlt Verlag, Reinbek 1997, 669 Seiten, 68 Mark *(Guignol's Band* I erschien 1985, ebenfalls bei Rowohlt)

Konkret 08/97, S. 51

Erwin Riess

Buch & Deckel

Helmut Rizy: Hasenjagd im Mühlenviertel. Roman einer Gegend. Bibliothek der Provinz, Wien-Linz-Weitra 1996, 410 Seiten, 58 Mark

In der Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1945 brechen Hunderte sowjetische Kriegsgefangene aus dem Todesblock des Konzentrationslagers Mauthausen aus. Tags darauf teilt die Kripo in Linz dem Reichssicherheitshauptamt mit: »Von den 419 Geflüchteten insgesamt 300 wiederergriffen, davon 57 lebend.«

Hinter dieser knappen Meldung verbirgt sich ein Massaker, das als »Mühlviertler Hasenjagd« in die Geschichte eingegangen ist. Innerhalb weniger Stunden waren Tausende Volksgenossen auf der Jagd nach den Ausgebrochenen, die Beteiligung der bäuerlichen und kleinstädtischen Zivilbevölkerung war trotz der Eiseskälte groß - Volksschullehrer, Apotheker, Sägewerksarbeiter, Bäcker, Fuhrwerker, Mägde und Fleischhauergesellen wetteiferten im Aufspüren der Gefangenen und schreckten auch vor Selbstjustiz nicht zurück: Die meisten Aufgegriffenen wurden an Ort und Stelle erschlagen. Nur dreizehn Flüchtlinge überlebten den Ausbruch, einige von ihnen dank der Mithilfe entlegener Bauern.

Der Roman folgt den historischen Fakten und ist um Authentizität bemüht. Diese jedoch fordert in der Literatur ihren Preis. So auch hier: Die Wirklichkeit des Schlachtfeldes tritt hinter einer Fülle von Einzelgeschichten zurück, in denen die Liebe des Autors zu den »einfachen Leuten« sich Bahn bricht. Der allwissende Erzähler weiß, wieviel Schnitten Brot und wieviel Scheiben Wurst auf dem Frühstücksteller liegen, er weiß auch, daß sich manche Verfolger nur widerwillig an der Jagd beteiligen; er weiß aber nicht, was die sowjetischen Soldaten empfinden, die von den »einfachen Leuten« gejagt werden - in der Erzählperspektive bleiben die Ausbrecher Hasen. Dem Roman einer Gegend ist ein Glossar angefügt, das dort gebrauchte Dialektausdrücke übersetzt: Krawutisch heißt zornig, Mugel ist kleiner Hügel und ein hinfälliger Mensch wird im Mühlenviertel Krepterl genannt.

Brigitte Hamann: Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators. Piper Verlag, München-Zürich 1996, 652 Seiten, 59 Mark

1932 lassen sich in Warschau mehrere jüdische Familien, die den Namen Hitler trugen, umtaufen. Jüdische Hitlers gab es in Mähren und möglicherweise auch im Waldviertel und in Wien. Dennoch: Adolf Hitler hatte keine jüdischen Vorfahren; er war auch keineswegs, wie er später vorgab, Bauarbeiter. Er liebte seine Mutter abgöttisch, verehrte den jüdischen Hausarzt Blech und haßte die Wiener Buschenschenken, die Heurigen. Er fürchtete Prostituierte wegen der Syphilisgefahr, zog die lateinische der gotischen Schrift vor und verteidigte Schikaneders »Zauberflöte«, Heinrich Heine und Gustav Mahlers Wagner-Auffassung gegen die ansonsten von ihm geschätzten Schönerianer. Seinen irischen Verwandten, William Patrick Hitler, verabscheute er ebenso wie Mädchen im Stehparkett und die Wiener Volksoper, von ihm abschätzig »Volksküche« genannt.

Für die Absicherung ihrer Hauptthese, daß Adolf Hitler, der im Frühjahr 1913 nach fünf schwierigen Jahren Wien in Richtung München verließ, noch nicht der Diktator war, der die Welt in Angst und Schrecken versetzen konnte, bemüht Hamann 51 Seiten Anmerkungen und beeindruckende Mengen Archivmaterial. Hitlers Vorliebe für Sektierer wie Hanns Hörbiger, den Erfinder der Welteislehre, oder Guido von List, der die Welt in Arier und minderrassige »Tschandalen« einteilte, wird ebenso belegt wie die sprachliche Prägung, die der junge Schwärmer durch den antisemitischen Wiener Bürgermeister Lueger und den deutschnationalen Rabauken Karl Hermann Wolf erfuhr. Hitlers Wolfsschanze-Tiraden wären im Wien der Jahrhundertwende gar nicht weiter aufgefallen.

Der Hitler des Jahres 1913 war noch keine große Gefahr für die Menschheit; es brauchte potente Förderer und viel Fleiß, um aus dem somnambulen Mann einen »Führer« zu machen. Über den jungen Hitler ist aus Hamanns Buch wenig zu erfahren, was nicht bereits von Friedrich Heers *Der Glaube des Adolf Hitler* und John Tolands Hifler-Biographie bekannt war; eine ausführliche Darstellung der politischen und sozialen Geschichte Wiens von 1908-1913 macht das Buch aber dennoch zu einem brauchbaren Nachschlagewerk.

Georg Arthur Goldschmidt: Die Aussetzung. Roman. Ammann Verlag, Zürich 1996, 250 Seiten, 36 Mark

Der Ich-Erzähler, ein fünfzehnjähriger Knabe, wird von seinen Eltern in einem savoyischen Internat vor den Deutschen in Sicherheit gebracht. Als die Wehrmacht in die Berge vorstößt und die SS-Einheiten Studentenheime und Internate nach versteckten jüdischen Kindern durchkämmen, schickt die Anstaltsleiterin den Knaben zu einem Bergbauern, der mit dem Maquis sympathisiert. So hört der Knabe die verschlüsselten Botschaften von Radio London an die Résistance. Lautet der Code »Emile fährt Rad« oder »Morgen wird Milch verschüttet«, so malt er sich dazu Geschichten aus, sie handeln alle von

der Angst entdeckt zu werden, wobei die Psyche des Knabens die objektive Bedrohung in eine subjektive Schuld verwandelt - der Knabe ist Bettnässer und lebt in der ständigen Furcht, deshalb und wegen seiner erwachenden Sexualität gemaßregelt zu werden. Weil die Menschen seiner Umgebung hilfsbereit aber lieblos sind, gewinnen einzelne Gesten und seltene Berührungen ungeheures Gewicht, sie lassen eine Welt erahnen jenseits von Schuld. Angst und Bedrohung. bedeuten aber auch eine erdrückende Last, weil sie auf die Unerträglichkeit der Gegenwart verweisen. Die fein gearbeitete psychologische Studie eines Jugendlichen auf der Flucht in die Innenwelt geriet Goldschmidt sprachlich allerdings salopp: Da wird »zuzementiert« und »eingehandschuht«, Motoren »wummern«, Bauern »zweiteilen« Holz, und Menschen »schniefen« vor sich hin. Und über allem wacht die penibel geschilderte savoyische Bergwelt.

Konkret 08/97, S. 52

Frank Schäfer

Ein fast gelehrter Unmensch

Christoph Meiners - Philosoph, Völkerkundler, Vielschreiber und erster Rassist deutscher Zunge. Ein Porträt zu seinem 250. Geburtstag am 31. Juli 1997

In Friedrich Schillers *Musenalmanach auf das Jahr 1797,* dem berühmt-berüchtigten *Xenien-Almanach,* lasen die Zeitgenossen folgendes Distichon: »M***. // Weil du doch alles beschriebst, so beschreib' uns zu gutem Beschlusse / Auch die Maschine noch, Freund, die dich so fertig bedient.«

Eingeweihte - und in der klatschsüchtigen »Gelehrtenrepublik« waren so gut wie alle eingeweiht - wußten, daß mit »M***« nur Christoph Meiners gemeint sein konnte, jener Göttinger »Professor für Weltweisheit« (auf diesen Titel hat er zeit seines Lebens einigen Wert gelegt: »Philosophie« war ihm wohl zu schnöde), der seit gut zehn Jahren den ohnehin reichlich inflationären wissenschaftlichen Buchmarkt in diesem ohnehin reichlich »tintenklecksenden Säkulum« mit wenig originellen, zumeist aus anderen Werken zusammengestoppelten »gelehrten« Abhandlungen überschwemmte. Die Verse sind nicht ganz ohne Witz, kamen aber doch zu spät, um Meiners noch wirklich zu treffen. Denn zu dieser Zeit hatte der sich ohnehin schon um jeden wissenschaftlichen Kredit geschrieben. Allein die schiere Masse und Themenvielfalt seiner Forschungen - ein späterer Biograph spricht von der »nahezu entsetzlichen Menge seiner schriftstellerischen Leistungen« - ließ seine Göttinger Kollegen die Nase rümpfen. Mit Recht: Bei aller kompilatorischen Fertigkeit und Faktenhuberei konnte bei Meiners von einer wirklichen Durchdringung der aufgebotenen Stoffmassen häufig keine Rede sein; überdies wiederholte der Mann sich ständig.

Abgesehen von etwa 180 zum Teil überlangen Aufsätzen, die er vor allem in dem von ihm herausgegebenen »Göttingischen Historischen«, ab 1792 »Neuen Göttingischen Historischen Magazin« drucken ließ, veröffentlichte er unzählige Bücher, die geradezu notorisch »Geschichte« im Titel führen. Meiners verfaßt eine *Geschichte der Lehre vom wahren Gott* (2 Teile), eine *Geschichte des Luxus der Athenienser,* eine *Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom* (2 Bände), eine *Geschichte des Verfalls der Sitten und Staatsverfassung der Römer,* eine *Geschichte der Denkart des ersten Jahrhunderts nach Christi,* eine *Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den europäischen Völkern* (2 Bände), eine *Geschichte aller Religionen,* eine *Geschichte der Menschheit,* eine *Geschichte der Weltweisheit,* eine *Geschichte des weiblichen Geschlechts (4* Bände), eine *Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen (4* Bände), eine *Geschichte der älteren und neuen Ethik* (2 Teile); überdies verfaßte er eine *Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts (3* Bände), eine *Vergleichung des älteren und neueren Rußlands* (2 Bände), *Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften (3* Bände); er untersuchte die *Verfassung und Verwaltung teutscher Universitäten* (2 Bände), »den thierischen Magnetismus«, die *Verschiedenheit der Menschennaturen in Asien und den Südländern (3* Bände) - usw. USW.

Ungeachtet der Unübersichtlichkeit und scheinbaren Heterogenität dieses wissenschaftlichen Werks - es hat spätestens seit Mitte der 80er Jahre einen gedanklichen Fluchtpunkt: In dieser Zeit nämlich entwickelt Meiners sein Konzept einer »Menschheitsgeschichte« und beschäftigt sich von da an im wesentlichen mit ethnologisch-anthropologischen Fragestellungen. In Abgrenzung zur probaten Universalhistorie, die sich nur mit jenen Menschen und Völkern beschäftige, die »sehr vieles gewirkt und entweder viel Gutes oder viel Böses gestiftet haben«, möchte Meiners eine vergleichende Geschichte *aller* Kulturen und Zivilisationen schreiben - eine Geschichte, die den Menschen »in allen Jahrhunderten, in allen Theilen der Erde, auf allen Stuffen der Cultur, und unter allen Regierungsformen und Religionen« gerecht werde. Es geht ihm also nicht um die Geschichte selber, sondern um das, was ihr gleichsam vorausgesetzt ist, ihr Substrat bildet und sie vorantreibt: die »Menschennatur«.

Meiners' Erkenntnisinteresse ist ein anthropologisches; anders als die Physiologen und Anatomen Blumenbach, Sömmering und Camper, die eigentlichen Begründer der Anthropologie, nähert sich Meiners nun aber auf kulturhistorisch-ethnologischem Wege der »Menschennatur«. Die habe sich im Laufe der Jahrhunderte in verschiedene, praktisch unveränderliche Menschenrassen aufgefächert. Zwar hält Meiners noch an der christlichen Vorstellung der Monogenese, eines einheitlichen Ursprungs des Menschengeschlechts, fest, hegt aber bereits ernste Zweifel, ob man angesichts der enormen Unterschiede im Wert der einzelnen Rassen die geringeren nicht doch »für das Werk oder Ueberbleibsel einer ganz anderen Schöpfung halten« müsse. Hier stehen wir schon mit einem Bein im rassistischen Sumpf. Meiners erarbeitet nämlich nicht nur eine Rassentypologie der Menschheit, die in bis dato nicht dagewesener Vollständigkeit die einschlägigen Quellen ausschöpft – und sich erstmals nicht allein auf physische, sondern auch auf psychische und kulturelle Unterscheidungsmerkmale stützt. Mag das damals auch noch einigermaßen unverfänglich gewesen sein, so wird

seine daraus gewonnene Systematik prekär und eigentlich rassistisch dadurch, daß Meiners gleich den Wert einer jeden »Rasse« mitbestimmt.

Meiners unterscheidet zwei Hauptstämme des Menschengeschlechts: die dunkelhäutigen minderwertigen »Mongolischen« (darunter subsumiert er alle farbigen Völker, also auch »Neger« und »Indianer(o und die hellhäutigen »Kaukasischen Nationen«, die sich von ersteren »durch Grösse und edlere Bildung des Cörpers, durch eine schönere Form des Gesichts, und aller seiner Theile, durch einen stärkeren Bartwuchs, und durch herrlichere Anlagen des Geistes und Herzens« deutlich abheben. Die höherstehenden kaukasischen Nationen wiederum unterteilt er in »Slavische« und »Celtische Völker«, wobei die letzteren - und von diesen »vorzüglich die Germanischen« - die Spitze der Hierarchie bilden: da sie »selbst im Zustand der Barbarei höhere, schlankere, mächtigere, und schönere Cörper, als alle übrigen Völker der Erde hatten, eine blendend weisse Haut, blond lockige Haare, und blaue Augen; Muth und Freyheitsliebe, wie sie sich nie unter andern Nationen finden; unerschöpfliche Erfindungskraft, und eine unbeschränkte Anlage zu allen Künsten und Wissenschafften; zartes Mitgefühl mit den Freuden und Leiden anderer Menschen, und alle daher entspringende sittliche Empfindungen und Triebe«. Beinahe selbstverständlich, daß Meiners »alle Vorzüge der Menschennatur in keiner Celtischen Nation in höherem Grade, als in den Teutschen vereinigt« sieht. Aber selbst die unterteilt er noch in Nord- und Süddeutsche. Letztere hätten sich mehr mit den »Slavischen Völkern« vermischt und stünden deshalb in ihrer »moralischen und politischen Bildung hinter ihren Nördlichen Brüdern zurück«.

Wie nah Meiners bereits am Ende des 18. Jahrhunderts mit seinen Thesen dem modernen Rassismus eines Arthur de Gobineau, Houston Stewart Chamberlain, Eugen Dühring, Wilhelm Marr, Egon von Eickstedt und Ludwig Schemann kommt, ist bemerkenswert: Er nimmt den Germanenkult vorweg, die Legende von der überlegenen, allein schöpferischen nordischen Rasse (mit allen ihren physischen Attributen: blaue Augen, blonde Haare, großer Wuchs etc.) und ebenso jene absurde Idee, daß vermeintlich höherstehende Nationen »durch ihre Vermischung mit andern weniger edeln Völkern zur Vervollkommnung und Beglückung der letztern beytragen können« - womit dann aber andererseits ihre eigene rassische Depravation einhergehe. Auch das unselige Ideal der Rassenreinheit wird damit von Meiners bereits indirekt formuliert. Und selbst der bei chauvinistischen Rassentheoretikern de s 19. und 20. Jahrhunderts nie fehlende, anthropologisch begründete Antisemitismus ist bei ihm schon präfiguriert.

Meiners rechnet die Juden zur Varietät der »morgenländischen Völker«, die er gleichsam zwischen den kaukasischen und mongolischen Nationen ansiedelt: einerseits zwar deutlich von der noch geringeren mongolischen Rasse unterschieden, aber innerhalb der kaukasischen auf der untersten Stufe der Hierarchie. Entsprechend klischeeverhaftet skizziert er. denn auch die Imago des Morgenländers/Juden - besonders im einschlägigen 70seitigen Aufsatz »Ueber die Natur der morgenländischen Völker«: »Hang zur Ruhe, und Trieb der sinnlichen Liebe sind die einzigen Leidenschaften der Morgenländer«; »Gefühllosigkeit«, »Träg- s heit und Feigheit« zeichne sie ebenso aus wie »eine eckelhafte Unreinlichkeit«; sie »haben nicht Feinheit der Sinne genug, um die Schönheiten in den Werken der Kunst zu empfinden, nicht Schöpferkraft genug, um selbst schöne Künste zu erfinden, oder eigene Kunstwerke auszuarbeiten, und nicht einmal Thätigkeit und Fähigkeit genug, um die Werke Europäischer Künstler nachzuahmen«; selbst in den Wissenschaften »lernten die Morgenländer von jeher mehr das, was andere erfunden hatten, als daß sie selbst wichtige Erfindungen gemacht hätten«; wegen ihres »schwächeren theilnehmenden Gefühls« finde sich bei ihnen »keine wahre Reue über Thaten, wodurch man andere unglücklich gemacht hat, keine ächte Freude mit dem verdienten Glück anderer, keine Dankbarkeit gegen Wohltäter, und kein uneigennütziges Bestreben, die Wohlfahrt anderer Menschen zu befördern«; unfähig eines »ächten Ehrgefühls«, sei ihnen »kalte Mordlust« ebenso eigen wie »unersättliche Rauhgier«, »Falschheit, Treulosigkeit« und »tiefe Verstellungskunst«.

Meiners entwirft das von Vorurteilen hoffnungslos verzerrte Bild des durch und durch kriminellen, sitten- und tugendlosen Juden, der sich gar nicht läutern kann, weil seine Verdorbenheit dem unveränderlichen morgenländischen Naturell geschuldet ist. Überdies antizipiert er bereits den Vorwurf der kulturellen Unproduktivität, der dann im 19. Jahrhundert - spätestens mit Richard Wagners Pamphlet Das *Judentum in der Musik (1850) - in* der antisemitischen Waffenkammer seinen festen Platz bekommt.

Infam ist aber nicht allein die von Eurozentrismus und militantem Patriotismus geleitete Abwertung einzelner »Menschenrassen«; Meiners glaubt darüber hinaus, aus der diagnostizierten Minderwertigkeit einen niedrigeren Rechtsstatus ableiten und damit sowohl die Unterdrückung der Juden als auch die Versklavung der Schwarzen legitimieren zu dürfen. Die Frage der Emanzipation beider Völker wurde in der aufgeklärten Öffentlichkeit seit den 80er Jahren heftig diskutiert, und Meiners mischte sich als erklärter Fachmann für Völkerkunde in diese Diskussion mehrfach ein. Entschieden widerspricht er der von den Emanzipationsbefürwortern vertretenen naturrechtlichen Maxime, »daß alle Menschen gleich geboren werden, und also auch gleiche ursprüngliche Rechte und Pflichten« beanspruchen dürfen. Wer »weniger geben, und weniger leisten kann, als andere, der kann ohne Ungerechtigkeit nicht so viel fordern, als diese«. Und für Meiners steht es unbezweifelbar fest, daß Juden und »Neger« »weniger leisten« - schließlich hat er Berge von Belegstellen angehäuft, die sein Urteil »empirisch« fundieren. Empirie sieht bei Meiners dann freilich so aus: »Die Neger aus dem Innersten von Afrika, sind fast ohne Ausnahme Menschenfresser, haben ein fürchterlich tigerartiges kaum

menschliches Ansehen, und spitzige, oder zackigte Zähne, die wie Fuchs=Scheeren, oder das Gebiß von Füchsen in einander schliessen. Manche von diesen sind so unbändig, und gierig nach Menschen=Fleisch, daß sie ihren Nachbaren und Mit--Sclaven grosse Stücke aus Armen, oder Beinen beissen, und hinunter schlucken.«

Solche Beschreibungen sollen nur eines beweisen: »So wenig jemals ... erklärte Bösewichter mit ... verdienstvollen Bürgern gleiche Rechte und Freyheiten erhalten werden, so wenig können Juden und Neger, solange sie Juden und Neger sind, mit den Christen und Weissen, unter welchen sie wohnen, oder denen sie gehorchen, dieselbigen Vorrechte und Freyheiten verlangen. Wenn es ungerecht ist, unter Wesen, die einander gleich sind, mit Gewalt niederdrückende Ungleichheiten zu erzwingen; so ist es nicht weniger ungerecht, solche, welche die Natur, oder andere unüberwindliche Ursachen einander ungleich machen, gleich setzen zu wollen.«

Es geht Meiners aber nicht nur darum, die Gleichberechtigung der Juden und die Befreiung der Schwarzen zu verhindern; gleichzeitig versucht er auf diesem Wege auch, jene freiheitlich-demokratischen Strömungen der Zeit einzudämmen, die solche emanzipatorischen Gedanken angespült haben - mit »wahrer Aufklärung« jedoch nicht mehr zu vereinbaren seien. Zwar hätten wachsende Aufklärung und die damit »unfehlbar wachsende Menschlichkeit« zu Recht »das Gefühl des erlittenen, oder fortdaurenden Unrechts, den Unwillen gegen alle Unterdrücker, und das Mitleiden mit den Unterdrückten um viele Grade erhöht«; bei der »allgemeinen Empörung« sei aber eben geschehen, was »von jeher bey allen ähnlichen Gährungen« zu geschehen pflege: »Die erwachende Freyheits=Liebe artete in Fürsten= und Adel=Stürmerey aus, und Haß der Unterdrückung ging in einen fieberhaften Enthusiasmus für eine eben so unmögliche, als ungerechte Gleichheit aller Stände und aller Völker über.« Nach Meiners' Überzeugung werden die »gedemüthigten Fürsten« mit ziemlicher Sicherheit »die Gewalt wieder erhalten, die ihnen um des allgemeinen Bestens willen gebührt. Eben so gewiß werden die bessern Stände und Völker die Vorrechte behaupten, die sie wegen ihrer angebornen oder erworbenen höheren Vorzüge verdienen.«

Auf einem Nebenkriegsschauplatz kämpft Meiners mithin für den Erhalt des Ancien rigime, das nicht mehr nur an den Rändern, in Nordamerika, sondern seit der Französischen Revolution im Kein zu zerfallen drohte. Er verteidigt die Monarchie, die ständische Ordnung und die Adelsprivilegien - und zwar immer auf der Grundlage seiner Rassentheorie, nach der selbst unter den rassisch bevorzugten Nationen »so grosse ursprüngliche«, also anlagebedingte »Ungleichheiten« wahrzunehmen seien, daß diese notwendig auch eine »Ungleichheit der Rechte«, kurzum eine ständische Hierarchie nach sich ziehen mußten.

Schon bei seinen Zeitgenossen stießen Meiners' völkerkundliche Abhandlungen auf massive Kritik. Sein Göttinger Kollege Johann Friedrich Blumenbach gab zu bedenken, daß man nur per Autopsie und nicht durch die Kompilation von unzuverlässigen Reisebeschreibungen eine wissenschaftlich fundierte Unterscheidung von »Menschenrassen« treffen könne, und wandte sich zudem entschieden gegen deren idiosynkratische Bewertung.

Georg Forster, der sich mehrfach und mit aller Schärfe gegen Meiners' Theorien aussprach, wirft ihm in einer ebenso klugen wie vernichtenden Rezension außerdem die Borniertheit eines Systematikers vor, der »fast in jeder Zeile«, die er liest, nur »die Bestätigung seines Systems finden« will; seine Rassenhierarchie sei einseitig und zutiefst unwahr, denn »das Gemisch von Immoralität und Unfähigkeit«, das er beispielsweise an den Schwarzen bemerkt habe, hätte ihm »auch in Europa, und mitten unter seinen Celten entgegenleuchten« müssen. »Dass ein Philosoph gerade auf den Punct zurückkehrt, wo er die geringsten seiner Landsleute eigentlich bey ihrem Vorurtheil und Nationalstolz verliess, nemlich zu der parteyischen Vorliebe für sein Volk und Vaterland«, könne man gerade noch hinnehmen, ungerecht dagegen sei es, »Völkern, die jetzt auf einer von der unsrigen verschiedenen Stufe der Bildung stehen, allen sittlichen Wert, alle Perfectibilität, alle menschliche Vorzüge abzusprechen«. Forsters Ansicht nach »wäre es billiger gewesen, ein jedes Volk für sich zu betrachten, es nach allen seinen Verhältnissen zu beschreiben, und genau zu untersuchen, wie es an die Stelle hinpasst, die es auf dem Erdboden ausfüllt«; denn auf diese Weise komme für jede Nation »eine Vortrefflichkeit sui generis an den Tag, die wir nirgends in der Natur vermissen«. Damit hatte Forster eigentlich gesagt, was zu diesem Thema zu sagen war, und kraft seiner Autorität als Weltumsegler und also intimer Kenner »primitiver« Kulturen Meiners einen enormen Popularitätsverlust beschert.

August Lafontaine, Trivialromancier und einer der einflußreichsten Schriftsteller der Spätaufklärung, sorgte mit seinem Roman *Quinctius Heymeran von Flaming* für die Verbreitung dieses menschenfreundlichen Standpunkts. Der junge schwärmerische Baron Flaming, eine der karikaturhaften Hauptfiguren des Romans, entwickelt eine Rassentheorie, die mit der Meinersschen identisch ist, muß sich dann aber doch von der Realität eines Besseren belehren lassen. Er lernt die Schwarzafrikanerin Iglou kennen und schätzen: eine »edle Wilde«, wie sie im Buche - damals in vielen Büchern - steht, die den Baron bis zur Selbstaufgabe liebt und, siehe da, an moralischer Schönheit jede Keltin in den Schatten stellt.

Trotz der Kritik der Zeitgenossen wurden Meiners' »Forschungen« im 19. Jahrhundert zumindest von Anthropologen rezipiert und zunächst vor allem in Frankreich weiter vorangetrieben. Von dort beeinflußten sie direkt und indirekt die antisemitische Publizistik im Kaiserreich und die sich nun etablierende Rassenforschung, die zumal in Deutschland immer prächtiger gedieh. Der antisemitische Widerling Ludwig Schemann beruft sich denn auch in seinem Werk über *Die Rasse*

in den Geisteswissenschaften ausdrücklich auf Meiners als den Stammvater einer anthropologisch fundierten Kulturgeschichte. Man kann Arno Schmidt nur zustimmen, der in seinem Funk-Essay über den *Quinctius Heymeran von Flaming* als erster auf diesen Traditionszusammenhang, »MEINERS & dessen Prä--Arier--Fanatismus«, hingewiesen hat. Seinem angemessen polemischen Generalverdikt haben wir denn auch nichts mehr hinzuzufügen: »Wir wohnen nun einmal mitten in jenem alten >Königreich Hannover<. Und da ist eben der erwähnte Göttinger Professor genau der nicht seltene Typ des dickbrilligen, fast--gelehrten Unmenschen - >seine Hauptforce bestand im Zusammensetzen von Excerpten zu eigenen Büchern<, schreibt der zeitgenössische BROCKHAUS -, der, die kurzen Beinchen um den literarischen Kontorschemel krampfend, von >Keltinnen< schwärmte, ebenso blauäugig=blond, wie verwegen=hochgewachsen. Dafür aber - es ist dies die Konsequenz der Hohlform - längliche Aufsätze >Über die Rechtmäßigkeit des Handels mit Negersklaven< zu liefern wußte.«

Soeben erschienen: Christoph Meiners: *Ueber die Natur der Afrikanischen Neger, und die davon abhängende Befreyung, oder Einschränkung der Schwarzen.* Herausgegeben von Frank Schäfer. Wehrhahn Verlag, Hannover

Konkret 08/97, S. 56

Georg Fülberth

Wie deutsch war Wolfgang Harich?

Darf ein Kommunist den Imperialismus mit Nationalismus kontern? Der Philosoph Wolfgang Harich hat diese Frage entschieden bejaht

Mag sein, daß es verlorenes Denken gibt oder daß zumindest ein ganz bestimmtes Denken verlorenzugehen droht: Der eine oder andere marxistische Theoretiker, der - innerhalb oder außerhalb der Institutionen - in den vergangenen Jahrzehnten eine gewisse Wirkung erzielte, wird vergessen, der Nachlaß verschlampt, die Schriften werden nicht mehr aufgelegt, irgendwann wird man den Namen nicht mehr kennen.

Ganz unverdient ist das nicht. Wer, wie unsereins, den Eindruck zu erwecken versuchte, man wisse, wo die Geschichte langgeht, landet an einer unvermuteten Spitzkehre im Graben, und das Kriterium der Wahrheit ist die Praxis. Der Rest ist für die Denkmalspfleger und andere Bewahrer des Vergangenen.

Die sollten nun allerdings ihre Arbeit auch ordentlich erledigen. Denn die depressive Wahrnehmung der Gegenwart könnte sich als ebenso zeitbedingt und vergänglich erweisen wie vorher die euphorische Zukunftsprognose. Falls man sich einst erkundigt, wer es doch schon einmal ein bißchen besser gewußt hat, ist vielleicht nichts mehr da.

Da ist es gut, daß - beispielsweise - in Bochum unlängst eine Leo-Kofler-Gesellschaft gegründet worden ist. Vor allem in Berlin wirkt eine Wolfgang-Harich-Gesellschaft. Letztere hat 1996 ein Kolloquium veranstaltet. Sie kümmert sich wohl auch um den Nachlaß, der glücklicherweise inzwischen in Amsterdam gesichert ist. Das Protokoll der Tagung ist inzwischen als Taschenbuch erschienen. Es zeigt Wolfgang Harich vor allem als einen sehr bedeutenden Feuilletonisten.

Über dieses Lob wäre er wahrscheinlich empört. Es ist aber nicht nur gut gemeint, sondern stimmt wohl auch. Vom Feuilleton wird in Deutschland wenig gehalten, weil die Opern Richard Wagners viel länger sind. Wer vielleicht das Zeug dazu hätte, diese kleine Form zu beherrschen, schämt sich oft so, daß er seine Hervorbringungen lieber Essays nennt. Die sind dann tatsächlich schlechter als Feuilletons, weil ihre Verfasser nicht gewagt haben, das zu tun, was sie wahrscheinlich vorzüglich könnten.

Auch bei Wolfgang Harich ist dieses Ungenügen an seinem Handwerk spürbar - immerhin verständlich bei einem hauptberuflichen Philosophen. Er belastete die Kleinkunst mit sehr großen Gegenständen. Außerdem blieb er nicht beim Beschriften von Papier, sondern betrieb Aktions-Feuilleton, zum Beispiel mit seiner Anti-Ulbricht-Plattform von 1956. Das ist genrewidrig, aber Harich hat dafür mehr gebüßt, als es den Verfassern kleiner Schriften gewöhnlich zugemessen ist.

Aus dem Protokoll des Kolloquiums von 1996 geht die Breite seiner Interessen hervor. Er war ein selbstbewußter Lektor und Briefpartner von Georg Lukács. Seine Bücher über Jean Paul und Kommunismus ohne Wachstum waren zugleich literarische und außerliterarische Ereignisse, als Vorsitzender der »Alternativen Enquetekommission Deutsche Zeitgeschichte« tat er Vernünftiges auf scheinbar verlorenem Posten und brauchte doch auf die weithin sichtbare Wirkung nicht zu verzichten, die er immer wieder gesucht hat.

Das Protokoll des Harich-Kolloquiums trägt den Titel *Ein Streiterf für Deutschland.* Die »Alternative Enquetekommission Deutsche Zeitgeschichte« hat am 22. März 1995 in der »FAZ« eine Todesanzeige für ihn veröffentlicht, in welcher ihm ebenfalls dieser Titel verliehen wird.

Wer mit ihr deswegen rechten will, fragt sich besser, ob ihre Wahrnehmung nicht am Ende doch etwas mit Harich selbst zu tun hat. Dabei stoßen wir auf seine berühmte Aktion von 1956. Er forderte den Sturz Ulbrichts und die Herstellung der Einheit Deutschlands.

Was das erste angeht, so hätte es gelingen müssen, um nicht als eine Art Hochverrat geahndet zu werden. Daß Harich dabei mit dem Ostbüro der SPD, das inzwischen als eine Agentenzentrale geoutet ist, zusammenarbeitete, erleichterte die Arbeit für die Staatsanwaltschaft. Wie wollte man im Kalten Krieg derlei erfolgreich verteidigen?

Kommen wir zu Harichs Kampf für die deutsche Einheit. Die war bis 1955 von KPD und SED gefordert worden. Wer die damaligen Dokumente liest, dem wird schwül aufgrund ihrer nationalen Wärme. Das Ziel entsprach den Interessen der sowjetischen Außenpolitik, und wer von dieser die langfristigen Perspektiven einer sozialistischen Revolution abhängig machte, handelte als Bolschewik wie ein Jesuit: Der strategische Zweck heiligte die aktuelle Handlung. Aus dem gleichen Grund konnten SED und KPD ab 1955 die Anerkennung der Zweistaatlichkeit fordern. Wer es allerdings mit der deutschen Einheit zeitlos ernst gemeint hatte, rutschte 1955 vom Schlitten. Dies geschah einigen bürgerlichen Bündnispartnern von KPD und SED.

Wolfgang Harich ist allerdings nicht zu unterstellen, daß er einfach aus Versehen auf dem gesamtdeutschen Bein so lange Hurra geschrieen hat, bis es das falsche war. Stalins Verdikt gegen den Kosmopolitismus war auch antikapitalistisch gemeint gewesen, und die Nation erschien als eine Ressource im Kampf gegen den Imperialismus, welcher sich zugleich

universalistisch und menschenrechtlerisch gab. Wer jemals einer palästinensischen, algerischen oder vietnamesischen Befreiungsfront zugejauchzt hat, müßte das verstehen können, und eine Mißbilligung von Harichs Engagement wäre dann ein bißchen biographische Selbstkritik.

Die sollte man andererseits nicht zu weit treiben. Späte Reue über fahrlässige Verwechslung von Internationalismus und Nationalismus muß ja nicht gleich bei Affirmation einer angeblich weltweiten Zivilgesellschaft enden. Als Habermas 1986 vor einer Aktualisierung des deutschen Sonderwegs warnte und statt dessen die Werte des Westens hochhielt, verstand er unter letzteren zwar Aufklärung, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und 1789, aber die scheinbar geographische Verortung hätte immerhin zu dem (subjektiv von ihm nicht verschuldeten) Mißverständnis führen können, hier sei auch die Nato mitgemeint. In diesem Fall empfiehlt es sich nach wie vor, von Imperialismus zu reden. Wer - wie Stalin, Ulbricht und Harich - im deutschen Proletariat um 1950 klassenmäßig nichts mobilisieren konnte, versuchte es statt dessen mit der Nation.

Daß der Imperialismus einen hegemonialen Vorsprung hatte, erwies sich auch darin, daß er der Arbeiterbewegung inzwischen den Internationalismus entwunden hatte. Die Ökumene der Unterdrückung hatte auf der bürgerlichen Seite aber schon vor dem Kommunistischen Manifest eine solche Verschiebung erzeugt: Metternich war bekanntlich weit weniger waldurtümlich als der Turnvater Jahn. Herder, welcher die »Stimme der Völker« in ihren Liedern suchte, konnte als Rufer gegen das Ancien régime und insofern als Freiheitsmann gelten, aber er durfte auch für den Differenz-Gedanken in Anspruch genommen werden. Harich hat über ihn promoviert und ihn herausgegeben.

Wir müssen also davon ausgehen, daß der Titel *Ein Streiter für Deutschland* in Ordnung geht. Daß Harich zugleich eine revolutionäre Linie in der Geschichte der deutschen Ideologie ausfindig machte, ändert daran nichts, und diese Leistung sollte im übrigen durch solchen Kontext auch nicht geschmälert werden.

Jean Paul und Herder sind für ihn die aufsteigende Gegenlinie zur späteren Zerstörung der Vernunft. Bei deren Analyse war Lukács gründlicher. Er mochte sie nicht auf die Bourgeoisie und ihre Professoren beschränken und geriet hierüber mit Harich 1953 in freundschaftlichen Streit. Dieser ist im Briefwechsel der beiden, der im Heft 2/1997 der »Deutschen Zeitschrift für Philosophie« herausgegeben wurde, dokumentiert.

Am 4. März 1953 schrieb Harich über die ihm vorliegende noch ungedruckte Fassung des Buches *Die Zerstörung der Vernunft* an dessen Verfasser Lukács: »Kritisch stehe ich gewissen Stellen der Einleitung gegenüber, in denen Sie meines Erachtens dem Kampf der werktätigen Massen gegen den Imperialismus in Deutschland nicht ganz gerecht werden.« Diese hätten sich doch bis 1933 als Faschismus-resistent erwiesen.

Lukács akzeptierte die Kritik nicht, sondern antwortete am 10. März 1953: »Jeder, der in den entscheidenden Jahren 32/33 in Deutschland war, weiß, wie viele Jungarbeiter, Anhänger von Rotfront zu den Nazi übergelaufen sind.«

Harich machte daraufhin - in einem ziemlich schneidenden offiziellen Ton - klar, daß es ihm nicht um Geschichtsschreibung ging, sondern um Tagespolitik: »In der gegenwärtigen Situation kann es sich unsere Partei nicht gestatten, die notwendige Abrechnung mit der historischen Fehlentwicklung der deutschen Nation derart zu übertreiben, daß die positiven fortschrittlichen Kräfte und Bewegungen in unserer Vergangenheit verdunkelt oder durch eine undifferenzierte Darstellung bagatellisiert werden. «

Diese Abkanzelung trägt gleich mehrere Unterschriften: »Wolfgang Harich. Aufbau Verlag GmbH. Schroeder. Janka.«

Hier spricht also nicht mehr ein Feuilletonist oder Philosoph, sondern eine Instanz. Zugleich wirkt Harich in dieser Verkleidung keineswegs entfremdet: Er hat sie offensichtlich gern getragen. Die Verbindung mit hochoffizieller Politik hielt die Banalitäten des Philosophen- und Sektenstreits fern, in denen er sich zeitweilig - wenn die Staatsrollen nicht erhältlich waren - verhedderte und deren Kenntnisnahme man sich nach Möglichkeit ersparen sollte. Im Vergleich mit ihnen wirken selbst seine kapitalen nationalen Irrtümer belehrend. Wer diese nicht teilen möchte, lernt sie aus einer zeitgeschichtlichen Situation heraus begreifen, in der die Verfechter der kommunistischen Sache in Deutschland auf einen Atavismus zurückgriffen, weil die Moderne auf der anderen Seite zu stehen schien. Kein erfreulicher Befund.

Siegfried Prokop (Hrsg.): *Ein Streiter für Deutschland. Das Wolfgang-Harich-Gedenk-Kolloquium am 21. März 1996 im Ribbeck-Raus zu Berlin.* edition ost, Berlin 1996

Wolfgang Harich u. Georg Lukács: Briefwechsel. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 45. Jahrgang, 1997, Heft 2, S. 281-304

Konkret 08/97, S. 58

Holm Friebe

Melodie & Rhythmus

Kai Degenhardt: Brot und Kuchen; Blue Noise Anarchist Academy: Chansons von und mit Anarchist Academy (Maxi); Treibhaus

Grundsätzlich ist gegen Musik mit deutschen Texten ja nichts einzuwenden, und in Wahrheit hat das auch nie jemand behauptet. Gerade, wenn der Interpret - oder laß es mehrere sein - ein »Anliegen« hat, empfiehlt es sich, dem Bennschen Diktum »Rechne mit deinen Beständen!« folgend. dieses in der Sprache der avisierten Klientel vorzutragen, die J . a zumeist auch die eigene Sprache ist. Erspart bleibt dem Produzenten so die nicht seiten peinliche Transkription der »Inhalte« ins radebrechende Realschulenglisch, den Rezipienten die nicht minder freudlose Rückübertragung - was letztlich zu beiderseitigem Vorteil gereicht, oder, wie man neudeutsch sagen würde, eine Win-win-Situation darstellt.

Heikel wird das Unterfangen in dem Augenblick, wo zum Deutschen sich das Tümelnde gesellt. Im Singer-Songwriter-Genre beispielsweise ist es häufig so, daß die nach bestem Wissen und Gewissen links-kritischen Texte mit einer wenn schon nicht deutsch-, so zumindest volkstümelnden Musik unterlegt sind. Wenn sich dahinter auch kein echter Widerspruch verbergen mag, so tut sich hier doch ein Einfallstor für legitime Idiosynkrasien auf.

Wie man dennoch das Liedermacher-Erbe bewahrt und in Ehren hält, ohne in die Bänkelsänger-Falle zu tappen, demonstrieren die zur Enkelgeneration zählenden Rapper von Anarchist Academy, indem sie - als *Tribute* an Altmeister Degenhardt - den »Schmuddelkinder-Song« mit aktualisiertem Text und in zeitgenössischem Arrangement als Rap-Chanson neu einspielten. Die dritte Long-play-CD der auch sonst um intelligente Zitate aus dem linken Fundus selten verlegenen Iserlohner Deutschrap-Kombo wird voraussichtlich im September erscheinen.

Schwerer am stilistischen Ballast zu tragen hat die Generation der Söhne, genauer: *der* Sohn, Kai Degenhardt, dessen erste Solo-CD jetzt vorliegt. Daß er damit aus dem Schatten des Vaters getreten sei, den er bisher auf Konzerten und im Studio zu begleiten pflegte, kann nicht behauptet werden. Bis auf die Tatsache, daß hier die akustische gegen die Stromgitarre ausgetauscht wurde, tönt es jaulig-zornig und amelodisch-balladesk, wie es der Senior kaum hätte besser machen können.

Die spärlich arrangierten Stücke, die - dem Jungvolk aufs Maul geschaut - schon mal »Noch keinen Bock nach Hause« und »Relativ geil« heißen, bezeichnet Degenhardt Jr. selbst als »Post-Rock-Songs«, die Sujets nennt er »Stimmungsbilder aus der (post-) modernen Welt, in der wir ja alle nun mal scheinbar leben«.

Daß wir alle nun mal darin scheinbar leben, mag ja richtig sein und stimmen. Nur daß einige damit scheinbar besser zurechtkommen als andere.

Die angefahrenen Schulkinder: 15 Jahre schräg; Pogopop

Wie man es nun aber erst recht nicht macht bzw. machen sollte - das exemplifizieren mit stoischer Penetranz und eigentlich über die ganze Distanz ihres Bestehens hinweg Die angefahrenen Schulkinder. Jener unglückseligen Zeit entstammend, da die Ekelvokabel »Fun-Punk« salon- und feuilletonfähig wurde und das damit bezeichnete Phänomen über eine Massenbasis verfügte, hatten die »Schulkinder« ihre einzigen nennenswerten Medienerfolge mit den Titeln »I wanna make Love to Steffi Graf« und »Tötet Onkel Dittmeyer«. Und das nicht, weil die Stücke über eine Szene von T-shirt-mit-lustigem-Aufdruck-Trägern hinaus populär geworden wären, sondern weil das allemal plumpe Kalkül aufging und die namentlich Erwähnten den Justizapparat bemühten. Daß die Schmerzensgelder dann doch höher ausfielen als erwartet, ist schlicht Künstlerpech zu nennen.

Seither jedenfalls darf der garstige Sänger »Heaven« in Talkshows als Bürgerschreck und Anwalt des schlechten Geschmacks auftreten und sich als Zensuropfer gerieren, was er auch nach Leibeskräften tut.

Das ganze Elend aus anderthalb Dekaden angestrengtem Tabubruch ohne den geringsten künstlerischen Rückhalt ist jetzt auf einer CD zu besichtigen - im wahrsten Sinne des Wortes, denn auf dem Cover von » 15 Jahre schräg« präsentiert sich die Band nackt, die Genitalien der beiden anderen Bandmitglieder sind effektvoll auf den Schultern des knienden Sängers drapiert.

Musikalisch changiert der Auszug aus dem Gesamtwerk zwischen martialischem Kartoffelrock, Roland Kaiser und Gottlieb Wendehals und ist deshalb eigentlich nur im Vollsuff zu ertragen.

Vielleicht verhilft aber gerade die offenkundige Nähe zu dem, was vordergründig parodiert werden soll, der ansonsten an mitgröltauglichen Schlager-, Volks- und Kirchenlied-Adaptionen alles andere als armen Platte zum Durchbruch. Jüngste Erfolge in Sachen Fun-Punk wie das »Zehn kleine Jägermeister« der Toten Hosen, das an Stammtischen und auf Skinhead-

Konzerten gern auch in der ursprünglichen Negerlein-Fassung gegeben wird, sprechen ja dafür.

Konkret 08/97, S. 58

Mark-Stefan Tietze

Melodie & Rhythmus

Die Sterne: Von allen Gedanken schütze ich doch um meisten die interessanten; Sony/ Epic

Töne und Texte gehören im Pop unentwirrbar zusammen. Daß man von deutschsprachiger Rockmusik im Regelfall Ekelpickel kriegt, liegt auch am Unvermögen der meisten hiesigen Musikanten, diese Selbstverständlichkeit einigermaßen würdig umzusetzen. Wenn man aber von populärer Musik dazu noch einen gewissen Bezug zur Zeit, einen Funken Originalität und ein bißchen Intelligenz verlangt, kann man sich hierzulande lange umgucken.

Seit Blumfelds »Ich-Maschine« von 1991 hat sich allerdings in diesem wüsten Land die Chance erhöht, passable Legierungen von unpeinlichen Texten und nur noch mäßig epigonaler Musik ausfindig zu machen, bei Tocotrome z.B., den Lassie Singers oder den Goldenen Zitronen. Auf demselben Terrain agieren mit großem Geschick die ebenfalls in Hamburg ansässigen und derselben Clique zugehörigen Sterne. Ihre neue Platte mit dem gewitzten Titel zeigt denn auch sehr elegant, wie man's gut und damit zunächst mal jedem recht machen kann.

Nach zwei Diskotheken-Hits nämlich (»Universal Tellerwäscher« und »Was hat dich bloß so ruiniert«), ihrem Major-Deal mit Sony und dem Erfolg des letztjährigen Albums »Posen« sitzen die Sterne mit ihrem funkig-flockigen Poprock gewiß nirgends mehr zwischen den Stühlen. Den zehn gefälligen und überwiegend tanzbaren Songs hört man Professionalität ebenso an (»Bis neun bist du o.k. - bei zehn erst k.o.«), wie ein psychedelischer Session-Cut und die abschließende Collage aus Straßengeplauder und Gedichten von ästhetischem Wagemut künden sollen.

In den nie allzu sauber produzierten Liedern mit Namen wie »Abstrakt« oder »Sofern die Winde weben« regiert in zeitgemäßem Retro-Flair der »Groove« der 70er, jene rhythmische Melange aus treibendem Schlagwerk, hüpfendem Bass, schippernder Gitarre und einer darüber getupften Garnitur aus Hammondgeorgel und Synthiegequake, die sich vornehmlich an den Unterleib richtet.

Gesanglich geht es allerdings erheblich distinguierter zu. Das lyrische Ich fühlt sich offenkundig nicht recht wohl, denn »alles ist so süß und zuckrig / klebrig - vermutlich / ... / alles hängt ja nur am Geld«. In Gesellschaft verständiger junger Menschen, mit denen darüber melancholische Diskurse getrieben werden können, scheint dieser Zustand noch ganz erträglich. Das Grauen lauert erst da, wo die Verständigung zusammenbricht.

Man kann den Songs der Sterne also entnehmen, daß etwas nicht stimmt. Aber man merkt auch, daß es nichts ist, was nicht eine Runde auf dem Tanzflur, eine neue Freundin oder »der Widerschein der Sonne« wieder richten könnten - zumindest für das Weilchen des unreflektierten Genusses, zu dem die Musik bisweilen eine Spur zu herzlich einlädt.

Konkret 08/97, S. 59

Knud Kohr

Applaus ist Valium

Auf der CD »Schöne Greatest Leselive Oldies« schildert Max Goldt Szenen aus einem unglaublich uninteressanten Leben: seinem eigenen

Das Jahr 1997 könnte zum kommerziell erfolgreichsten in der Karriere von Max Goldt werden. Die CD »Schöne Greatest Leselive Oldies« ist seit einiger Zeit auf dem Markt, bereits im Frühjahr erschien das Kolumnenbuch á sowie der Comic *Wenn Adoptierte den Tod ins* Haus bringen, den er zusammen mit dem Zeichner Stefan Katz verfaßte. Außerdem soll Goldt zwischen seinen ausgedehnten Lesungsreisen an einem neuen Album mit Songs arbeiten, und zwar dem ersten seit über anderthalb Jahrzehnten, bei dem nicht sein Foyer-des-Arts-Partner Gerd Pasemann komponiert.

Max Goldt, der 1958 unter dem Namen Matthias Ernst in Göttingen geboren wurde, hat es geschafft, und zwar schon seit Jahren. Die Anzahl seiner verkauften Bücher ist sechsstellig, die Gagen für seine Auftritte sind vierstellig. Man kann mit Fug und Recht sagen, daß sein Werk zum Bildungsfundus mindestens derjenigen 25- bis 40jährigen zählt, die bei einer Konfrontation mit Kultur eher mit dem Kopf wackeln als mit den Hüften schwingen. Außerdem gelang Goldt etwas, was außer - bzw. vor ihm - nur die Mitglieder der »Neuen Frankfurter Schule« schafften: nämlich sich über alle Kritik erhaben zu machen. Etwa wie die Leute um Robert Gernhardt, die einerseits große Verdienste um Satire und Humorkritik erwarben, andererseits aber niemals selbst von ihr erfaßt wurden, zählte auch Goldt bald zu den Unantastbaren: Wer ihn nicht gut fand, verstand ihn nur nicht oder war schlicht ein Blödmann. Kein Wunder, daß die »Titanic« und Goldt sich irgendwann fanden.

Seit etwa zwei Jahren aber scheint Kritik an Goldt erlaubt, wenn auch eher verstohlen und undifferenziert. Selbst aus Kreisen von Fans hört man - insbesondere angesichts seiner »Titanic«-Kolumne - regelmäßig Mäkeleien wie »doof« oder »langweilig« oder »Les' ich schon lange nicht mehr«. Folgen diese Menschen lediglich dem ehernen Gesetz, daß man stets und zwingend und ausschließlich nur die älteren Werke eines mittlerweile erfolgreichen Künstlers schätzen darf diejenigen nämlich, die man selbst entdeckt hat? Oder ist etwas anderes passiert in Goldts Karriere, mit der es seit nunmehr 15 Jahren beständig bergauf geht?

Seine ersten Meriten erwarb sich Goldt unzweifelhaft durch seine Verweigerungshaltung. Er war skurril, ohne laut zu sein, schwul, ohne tuntig zu sein, machte Nonsens, ohne blöd zu werden. Zudem sang er mit einer Stimme, die auf eine Weise jeglicher Sinnlichkeit und sexuellen Konnotation entbehrte, wie es seitdem höchstens noch Andreas Dorau zuwege brachte.

Das war nicht wenig in einer Zeit, in der noch der letzte Depp zweimal pro Monat auf eine Demonstration ging, um »Hopp, Hopp, Hopp / Atomraketen stop!« herauszuposaunen. In der ein Josef Beuys sich mit einem Song wie »Wir wollen Sonne statt Reagan« blamierte. In einer Zeit, wo einen feste Meinungen ansprangen aus jeder Ecke der Gesellschaft, die sich selbst als »links« oder »künstlerisch« definierte, wo jeder immer zu allem Bestimmtes, Wahres oder zumindest Plakatives zu sagen hatte.

Goldt wußte gar nichts, selbst seine Anekdoten über Erlangen waren erlogen. Im Bombardement der allgegenwärtigen Betroffenheit, dem penetranten Öffentlichmachen von Gefühlen, perlten aus ihm seltsame Geschichten, pusselige Alliterationen, geschickte Wortspiele, die das Gebrüll unterliefen. War ausnahmsweise doch einmal Persönliches sein Thema, dann merkte man es kaum. »Wie eine römische Münze im Rahmspinat«, sang er damals, »wie ein weinender deutscher Sozialdemokrat. Ich bin ein Elvis-Imitator auf der Suche nach sich selbst.«

Je mehr ab Mitte der 80er die politische Aufdringlichkeit nachließ, desto schneller begann Goldt Fans zu gewinnen. Die Leute wollten seine Verweigerung. An einem Abend in dieser Zeit spielten Foyer des Arts im Berliner »Loft«. Teile des Publikums forderten während des gesamten Konzerts »Wissenswertes über Erlangen«. Goldt spielte seinen größten Hit nicht, winkte ab und beleidigte die Rufer, die ihn am Ende trotzdem bejubelten. Solcherart war die Zuneigung der Fans zu Goldt. Daß seine Kunst immer eine Tendenz zum schwer Privatistischen hatte, merkte in all dem virtuosen Geplänkel kaum jemand. Es war wahrscheinlich auch egal. Weil Goldt noch jung genug war, unangepaßt und mit reichlich Reibungsflächen zur Welt ausgestattet, um seine Privatwelt aufregend zu machen.

Seit damals ist mehr als ein Jahrzehnt vergangen. Die »Titanic«-Kolumne, die ihn berühmt machte, hat ihre einhundertste Folge bereits hinter sich. Immer noch schreibt Goldt ausschließlich über sich und seine Meinungen, und er tut dies offensiver denn je. Auf der aktuellen CD befindet sich das Stück »Okay Mutter, ich nehme die Mittagsmaschine«. In ihm ist am klarsten zu erfahren, wie der Alltag, in dem Goldts Kunst entsteht, mittlerweile aussieht. Er schildert, wie er sich abends mit einer Tasse Fixbutte und einer Packung Schoko-Cräckies zur Lektüre einer Knut-Hamsun-Novelle zurückzieht. Das Radio mit den 24 Kabelsendern hat er abgestellt, statt dessen läuft ein Album der Cocteau Twins.

Nun verlangt natürlich niemand von einem fast 40jährigen, daß er sein Leben beständig im Exzess verbringt, nur weil er Autor ist. Wenn allerdings ein geregeltes Leben gleichzeitig die einzige Geschichte ist, die jemand zu erzählen hat, dann wird es problematisch. Bei Goldt ist das definitiv der Fall.

Auf der CD präsentiert Goldt sich folgerichtig als Privatgelehrter sowohl der Pointe als auch - was schlimmer ist - des richtigen Lebens. Scheinbar absichtslos hangelt er sich vom Hundertsten ins Tausendste, und hat dabei doch immer nur ein Ziel: dem blöden Publikum zu sagen, welche Art von Radiosender es gefälligst zu hören hat, welche Art von Milch zu trinken, welche Art von Urlaubsländern auf keinen Fall zu bereisen. Darüber hinaus jubelt er ihm tatsächlich echte Oldies unter: Mit »Dürrenmatt«, »Wenn ich König wär«, »Ein Arzt, wie er nicht sein soll«, »Scheußliche Schuhe« und »Das anatomische Wunder« hat gleich ein knappes Drittel der Stücke zehn und mehr Jahre auf dem Buckel.

Natürlich ist Goldt nach wie vor ein guter Autor mit einer geschulten Stimme, und natürlich applaudiert das blöde Publikum. Aber das zählt nicht. Er selbst formuliert: »Applaus ist das Valium des Künstlers. Das Publikum honoriert immer eher den Stillstand als den Wandel.«

Und das ist vielleicht das bestürzendste, was man über Max Goldt und seine Attitüde sagen kann. Er weiß genau, was er da tut. Und tut es trotzdem.

Max Goldt: »Schöne Greatest Leselive Oldies«. MotorWords 02, ca. 30 Mark

Konkret 08/97, S. 60

Kay Sokolowsky

Die Wahrheit ist draußen

Das New Age ist ausgebrochen, und zwei FBI-Agenten sind seine Propheten. Die Fernsehserie »Akte X« offenbart den ganzen Wahn der 90er und gibt ihm einen Sinn, der zum Fürchten ist

Deus in machina

Fernsehen ist Glaubenssache. Wer sich entschließt, den Kasten abzuschaffen, brüstet sich damit wie nur je ein Ketzer; wer auf die Kiste schwört, hält für die begehrenswerteste der Frauen ehern Nina Ruge und nennt seine Lieblingssoap devot eine Kultserie. Wer sich aber einbildet, er habe das Medium im Griff, bloß weil er eine Fernbedienung in der Hand hält und mit einer Schnittfrequenz durch die Programme rast, die MTV als jugendgefährdend einstufen würde - wer sich also einredet, durch schiere Renitenz die Suggestionskraft des Bildschirms zu überwinden, der ist ihm bereits so tief verfallen wie kaum ein Satanist dem Antichrist. Es ist mit diesem Medium kein vernünftiger Umgang zu etablieren, kein aufgeklärter und vielleicht nicht mal ein distanzierter - solange jedenfalls nicht, wie es nach Kräften glühende Apostel und fanatische Renegaten produziert: Denn das Fernsehen selbst ist zutiefst irrational, nebulös und pathetisch (und kann auch gar nicht anders).

Man muß ans Fernsehen glauben, um irgend etwas von dem zu glauben, was es zeigt: Kaum landen Menschen auf dem Mond und senden verwaschene Bilder ihrer Spaziergänge heim, tauchen auch schon Verschwörungsexperten auf und behaupten, diese Aufnahmen seien in einem Hollywood-Studio entstanden. Alle Welt will endlich einen Außerirdischen leibhaftig begutachten, da erscheint das grottenschlecht gefälschte Obduktionsvideo eines abgestürzten Ufo-Piloten; und jeglicher Zweifel an der Echtheit des Films wird sofort unter Verdacht gestellt, vom CIA, wo nicht gar von den Aliens selbst gestreut zu werden. Ernste Skepsis gegen das Fernsehen hat sich niemals an den Bildern entzündet, die jedermann außer Günter Jauch sofort als Fakes erkennen würde. Sondern an Szenen, die ohne Rest »authentisch« sind, deren technische Mängel aber der Spekulation gut Futter gaben, kurz: am Wembley-Tor. Es geht hier zu wie beim Turiner Jesuslinnen, wie in jeder offenbarten Religion: Es bannt den Blick nicht, was man sieht, sondern das, was man sehen möchte. Credo quia absurdum: Man glaubt nicht um der Bilder willen, sondern um die Bilder glauben zu können.

Eine ziemlich komplizierte, gar nicht kohärente und permanentem Mißtrauen ausgesetzte Religion ist das Fernsehen; aber dafür auch eine, der es prinzipiell wurst ist, welchem Spezial-Aberglauben sie sich gerade verschreibt. Die technischen Wunder, über die das Medium verfügt, reichen nämlic so wenig wie seine Omnipräsenz hin, um es einwandfrei als Höhere Macht identifizieren zu können; es braucht schon eingeführte Götter (oder Dämonen), damit das Fernsehen die archaischen Starr-Krämpfe provozieren kann, auf die es dauernd spitzt. Statt irgendeinen Mythos aus der Welt zu schaffen, hat es jegliche Mythologie nach Kräften affirmiert, ja gegen die Zudringlichkeiten von Naturwissenschaft und schlichter Lebenserfahrung nachgerade gepanzert. Ohne Fernsehen resp. ohne Fernsehprediger stünde der nordamerikanische Puritanismus längst nicht mehr so machtvoll da wie heute. Ohne die offen rituelle Feier seiner Sturmläufe und Dunks, ohne die ca. zwanzig Kameras und Zeitlupenmaschinen, die ihn einhüten wie die Putten das Christkind, wäre Michael Jordan ein grandioser Athlet geblieben, nie jedoch ein Gott des Sports geworden. Und ohne »Akte X« dürfte Esoterik (also Geheimlehre) mit Fug weiterhin so heißen und hätte sich schwerlich zu der globalen Hysterie ausgewachsen, die derzeit grassiert.

Verschworene Gemeinden

Zersplittert in Myriaden Sekten, einer Stifterfigur ermangelnd, die ihren Größenwahn nicht ganz so offensiv vorführt wie L. Ron Hubbard und die ihre Ignoranz gegen die Naturgesetze etwas schlauer verkauft als der Maharishi Yogi -: hat die aktuellste Offenbarung der Menschheit, das New Age, bis in die späten 80er Jahre hinein außer auf den Goldnen Lorbeer für besonderen Blödsinn letztlich auf keine Triumphtrophäen hoffen dürfen. Seit aber das »Ende der Ideologien« ausgerufen worden ist, seit 1989 also ' hat die stärkste aller Ideologien, die Gegenaufklärung, sagenhafte Karriere gemacht.

Im Internet wucherten die Verschwörungstheorien plötzlich so wild, in den hinteren Winkeln der Welt erschienen die Jungfrau Maria, blutende Kruzifixe, seltsame Anthropoiden und zumal phantastische Flugobjekte über Nacht so häufig, daß die Meinungsverwalter und -händler erst einmal gar nicht nachkamen. Denn während die Kritik noch spottete über Oliver Stones »JFK« (1991) und das anständige Maß Staats-Paranoia, das er vorführte, redete die Basis schon von der Konspiration einer extraterrestrischen Macht, »Die Grauen« genannt, mit den örtlichen Geheimdiensten zum Zwecke der Menschheitsversklavung.

Chris Carter, ein Mann, der bis dahin weder als Journalist (und zwar für Surfbrett-Blätter) noch als Dialogschreiber (nämlich für die Fernsehabteilung von Disney) besonders geglänzt hatte, ein eher schlichter Kopf, der von Physik nicht viel

mehr versteht als »Alles ist relativ«, also relativ nichts, und der es für Metaphysik hält, an Dinge zwischen Himmel und Erde zu glauben, die jede Schulweisheit bestreitet - Chris Carter also, ein braves Kind des New Age mit gesundem Sinn fürs Geschäft, erfand die Serie, die dem ziemlich planlosen Herumspinnen im World Wide Weh eine Lieblingsmasche besorgt hat: »The X Files«. Helden und Hüter der »Akte X« sind der FBI-Agent Fox Mulder und seine Assistentin Dana Scully. Sie übernehmen Fälle, die sich seriös nicht erklären lassen: Selbstmorde ohne Motiv (angestiftet von sadistischen Telepathen), scheußlich deformierte Leichen (zugerichtet z.B. von einem Vampir, der nicht Blut, sondern Fettgewebe saugt), suspekte Amnesien und Zwangshandlungen (nach der Entführung durch Außerirdische). Die »X-Akten« existieren offiziell gar nicht; darum sind den Helden, obschon sie einem der mächtigsten Polizeiapparate der Welt angehören, meistens die Hände gebunden, deshalb müssen sie oft auf eigene Faust ermitteln, ohne Aussicht auf justiziable Resultate, gegen den Argwohn ihrer Dienststelle: Mulders Spitzname bei den Kollegen ist »Spooky«. Gelegentlich werden die Jäger selbst zum Freiwild. Dana muß sich von Aliens medizinisch mißbrauchen lassen; Fox erliegt - auf der Suche nach einem Serienkiller, der vom Teufel besessen ist - beinah dem Bann des altbösen Feindes.

Die Welt der »X Files« ist aus den Fugen; und die beiden Polizisten, die kommen, sie wieder einzurichten, können es schon für einen Erfolg erachten, überleben sie dabei. Sie sind nicht viel mehr als Zeugen der Desintegration aller Gewißheiten, Beobachter des explodierenden Chaos. Aber eben auch nicht viel weniger als: Zeugen, Seher, *Propheten.* Daher die sparsame Mimik der Darsteller David Duchovny und Gillian Anderson: Wo auf nichts mehr Verlaß ist, weder auf Naturgesetze noch Vernunft, bleibt immerhin die Stoik und stumme Leidensfähigkeit von Mulder und Scully konstant.

Die Verzweiflung an der Welt eintauschen gegen eine andere, allerdings sublimierte, *rationalisierte* Verzweiflung, die flüchtige Befriedigung, ein bißchen Dunkelheit verscheucht, wenigstens einen kleinen Sieg der Vernunft über den allwaltenden Wahnsinn verbucht zu haben -: Auf diese, im Grunde eher klägliche, Katharsis war die traditionelle Detektivstory aus. »Akte X« geht einen neuen, das heißt uralten Weg. Das Verbrechen ist hier nicht länger Symptom einer durchaus kriminellen Gesellschaftsstruktur, auch kein Ausbruch asozialer Energie, den es schleunigst einzudämmen gilt, sondern steht stets für *das Böse* schlechthin. Eine archaische Macht, gegen die kein Kraut gewachsen ist, unaufhaltsam, unzerstörbar, zu bannen allein, und nur kurz, durch archaische, magische Mittel. In der Episode »Talitha Cumi« schießt ein Amokläufer mehrere Menschen nieder; doch plötzlich erscheint ein geheimnisvoller Mann und heilt die Opfer durch bloßes Handauflegen.

Im Kosmos der »X Files« versagen die Zivilisation und ihre Wächter auch dann, wenn sie Teilerfolge erringen: Der resignierte Ton von Mulders Abschlußberichten ist der Ton eines gestandenen Exorzisten, der genau weiß, daß auf jeden mühsam ausgetriebenen Dämon gleich hundert neue In- und Succubi kommen. »Ich bin überzeugt«, sagt Chris Carter, »daß das reine Böse, *das wahre Böse* da draußen existiert und daß es sich den Bemühungen der Psychologen oder Sozialwissenschaftler widersetzt, es zu verstehen oder zu definieren.« Es ist vermutlich gar kein Zufall, daß die stupende Popularität der »Akte X« zeitgleich mit der TV-Karriere des neuesten Unhold-Mythos, dem vom *Kinderschänder,* eingesetzt hat.

Eine Mitteilung von unserem Sponsor: Mr. Spock lebt hier nicht mehr

Seit »Star Trek« hat keine Fernsehserie so viele glühende Verehrer und Exegeten gefunden wie »Akte X«. Sie tritt aber das Vermächtnis von »Raumschiff Enterprise« nicht bloß an, sondern mit Füßen. Die obersten Direktiven der Kapitäne Kirk und Picard (begegne dem Unbekannten nicht mit Angst, sondern mit Neugier; jedem Mysterium ist wissenschaftlich beizukommen; und: wenn Gott unsere Tricks draufhätte, wäre er ein glücklicher Mann) - diese technikfrohen und ziemlich vernünftigen Leitsätze werden Folge für Folge als ignorant, ja als der erste Schritt in die Fänge des Satans enttarnt. Zu den Standardmotiven der »X Files« gehören Industrieruinen, in denen der Tod lauert, genmanipulierte Monstren und grimmige Dramatisierungen des Sprichworts »Curiosity killed the cat«. In der Einen Welt, dieser täglich dumpferen und engeren Welt des völlig entfesselten Marktes ist tatsächlich nicht mehr viel Platz für die naive, aber humane Utopie von »Star Trek«. Folgerichtig ist »Deep Space Nine«, ein Ableger der Serie, schnell wieder beerdigt worden, ist »Star Trek - The Next Generation« nur mehr alle zwei Jahre im Kino zu besichtigen, und das aktuelle Spin-off der alten »Enterprise«, »Voyager«, hat man gleich und programmatisch 60.000 Lichtjahre weit von der Erde verbannt.

Was aber der populären Kultur verlorengeht mit der »Enterprise«, zeigt das Buch *Die Physik von Star Trek* (Heyne Verlag, München 1996). Geschrieben hat es Lawrence Krauss, ein ergebener »Trekkie« und ordentlicher Professor für Physik und Astronomie in Cleveland, Ohio. Liebevoll zugleich und unerbittlich nimmt er sich die Maschinen vor, mit denen Mr. Spock und Data das Universum durchqueren und erforschen, stellt bedauernd fest, daß diese Apparate der reine Humbug sind, nutzt aber die Gelegenheit, um von den Theorien der neuesten Astrophysik zu erzählen. Denn so ernüchternd es wirkt, wenn Krauss vorrechnet, daß ein Mensch, um »gebeamt«, d.h. in einen »Partikelstrom« transformiert werden zu können, auf »1.000 Milliarden Grad (erhitzt)« werden müßte, ferner dabei eine Datenmenge freigesetzt würde, zu deren Transfer ein Power-Mac »zehn Milliarden Jahre« Zeit bräuchte, und daß für die »Transmitter«-Erfassung eines Menschen ein

Teleskopspiegel von »etwa 50.000 Kilometern« Durchmesser nötig wäre - so erhebend ist es doch auch, zu erfahren, daß die Relativitätstheorie weder gegen Zeitreisen noch das Konzept von Paralleluniversen prinzipielle Einwände erhebt.

Die Lizenzhalter von »Star Trek«, die den »wissenschaftlichen« Nimbus der Serie verteidigen wie Mutter Katz ihre Welpen, haben auf dem Umschlag des Buchs vermerken lassen, es sei durchaus »ohne (ihre) Genehmigung, Lizenz oder Billigung« entstanden. Das war nicht sehr schlau. Ein freundlicheres Fanal auf »Star Trek« als Ksauss' Liebhaberarbeit läßt sich schwer denken. Die erhebliche Faszination, die die Serie auf Naturwissenschaftler ausübt, ist nirgendwo brillanter konserviert als bei Krauss. Und wer wird ernstlich daran verzweifeln, daß der Antimaterie-Generator der »Enterprise«, nach heutigen Möglichkeiten und Maßgaben, den kompletten »Jahresetat der USA« verschlingen müßte, sollte er bloß »ein Wohnzimmer erleuchten«? Wer?! Nun ja: Wahrscheinlich jeder, der inzwischen zu den »X Files« umgeschaltet hat.

Schattenspiele

Dana Scully, promovierte Medizinerin und damit Vertreterin der akademischen Vernunft im Team - eine Frau, die sich nach Dienstschluß garantiert keine »Star Trek«Wiederholung entgehen läßt -, Scully verdächtigt Fox Mulder, den ausgefuchsten Experten fürs Absurde und passionierten Sammler von Pornovideos, regelmäßig fortgeschrittener Demenz und sieht, regelmäßig, ihr Wissen und ihre Ratio von den *tieferen* Einsichten des Kollegen blamiert. Mehr und mehr (auf Pro 7 beginnt im Herbst die vierte Saison der Serie, in den USA die fünfte) weicht daher Scullys Skepsis auf, in Episode Nr. 60, »Offenbarung«, tauschen die beiden Agenten sogar kurzfristig die Rollen. Es geht um einen Knaben, der die Wundmale Christi trägt: Scully outet sich als gläubige Katholikin und zweifelt keinen Augenblick an der Wahrheit des Wunders, während Mulder, ein echter Heide und Totemist, nichts als Schwindel wittert.

»Akte X« wäre kein Erfolg (und auch sonst nicht der Rede wert), würde die Serie sich selbst auch nur halb so ernst nehmen wie es die Fans tun. Mulders Apartment hat die Türnummer 42: Bei Douglas Adams *(Per Anhalter durch die Galaxis)* ist »42« die finale Antwort auf »das Leben, das Universum und den ganzen Rest«. Was aber der Code *konkret* bedeuten könnte, ob er überhaupt ein Code ist, weiß kein Mensch, auch keiner der zahllosen »X Philes«, X-ophilen, die via Internet jede Folge, jede Einstellung der Serie nach sämtlichen Regeln theologischer Ameisenfickerei auseinandernehmen. Ein X-Fall ist rational nicht zu lösen; er geht direkt über in den Slogan der Serie: »The truth is out there« - die Wahrheit ist irgendwo da draußen.

Ungeachtet aller Einwände und Bedenken gegen das reaktionäre Potential der »Akte X« -: Es gibt außer »Twin Peaks« (dem Chris Carter reichlich viele Kniffe abgeschaut hat) und einigen »Star Trek - The Next Generation«-Episoden nichts in der TV-Geschichte, das sich in Ambivalenz und technischer Brillanz mit dieser Serie messen könnte. Konsequent werden die Grundgesetze der Fernsehfotografie ignoriert - die vorschreiben: *keine Schlagschatten, keine Totalen, keine Unschärfen im Vordergrund -; ri*goros wird der Zuschauer für aufmerksamer gehalten, als ihn die werbetreibende Wirtschaft gern hätte; und der konsequente, stilsichere Einsatz von blauem Licht, Trockeneisnebeln und harten Kontrasten, die wie ausgebleichten Farben der Szenerie lassen »Akte X« beinahe wirken wie einen Schwarzweiß-, jedenfalls wie einen ziemlich anachronistischen Zweifarbenfilm.

Nie zuvor hat das Fernsehen Verletzungen und Verstümmelungen so detailliert und »authentisch« gezeigt wie hier; die harte Arbeit des Splatterfilms an der Einebnung der Ekelschwelle trägt in »Akte X« blutrote Früchte. Gleichzeitig bleiben die Inkarnationen des *Bösen,* also die Aliens, Mutanten und Geheimdienstkiller, stets in vages Halbdunkel gehüllt: Das ist eine bewußte Reverenz an den klassischen Horrorfilm. Und höchst symbolisch: Im Universum der »X-Akten« gibt es *La lumière,* die Aufklärung, nicht mehr, die Welt ist zu ewigem Zwielicht verdammt. Die Schatten beginnen zu leben, und selbstverständlich wohnen Monster unterm Bett. Scully und Mulder bewegen sich durch ein seltsames Limbo, ein Niemandsland zwischen Realität und Alptraum; unablässig durchbrechen sie Grenzen - elektrische Zäune, versiegelte Turen, die Pforten der Wahrnehmung, Mauern des Schweigens ... »Grenzwissenschaftler« nennen sich gewiefte New-Age-Scharlatane derzeit übrigens am liebsten. Und auch die äußere Realität von »Akte X«, ihre Produktion, ist im Niemandsland angesiedelt, nämlich in und um Vancouver/Kanada, dessen Lokalitäten man aber sorgfältig als Landschaft in North Dakota, als Regierungsgebäude in Washington oder als das chinesische Viertel von San Francisco verkleidet.

Bei »Akte X« sind die Trennlinien zwischen Science Fiction, Horror und Thriller brüchig geworden, ebenso die Limits, die das Fernsehen für diese Genres über die Jahrzehnte zementiert hatte: Die Detektive sind hilflos, die Dämonen lassen sich nicht bannen, die außerirdischen Invasoren werden vom CIA finanziert. Diese souveräne Mißachtung von Grenzen und Konventionen hat aber durchaus nichts mit irgendeiner Befreiung im Sinn. Gleichwie die Räume, in die Mulder und Scully auf der Jagd nach dem Bösen eindringen, klaustrophob bis zur Atemnot sind, ist auch die Variabilität der Serienmotive schrecklich beengt. Bereits beim Ansehen der dritten Staffel konnte den Fan gelegentlich Mißmut anwandeln: Schon *wieder* ein irrer Mutant? *schon* wieder Vivisektionen in einem Ufo? Daß Chris Carter inzwischen plant, neben der TV-Serie auch noch ein Kino-Serial mit Mulder und Scully zu starten, zeugt von viel Geschäftssinn und wenig Geschmack.

Denn dort, auf der Leinwand, wird es erheblich schwieriger werden, die klaustrophobe, paranoische Wirkung von »Akte X« auszulösen: Landschafts-Totalen wirken im kleinen Fernsehkasten immer bedrückend, wie der Blick durch ein Kellerfenster (daher die überdurchschnittlich vielen Außenaufnahmen der Serie); im Kino jedoch ist die Panorama-Einstellung die Erzmetapher der Freiheit. Zu deutlich würde, daß Carter sich vom Kinofilm mehr als nur inspirieren ließ, zu klar die direkte Abkunft Scullys und Mulders von der FBI-Agentin Clarice Starling aus dem »Schweigen der Lämmer«, geradezu peinlich erschienen auf einmal die Anleihen der Optik bei »Shining« und »Alien«. Vor allem jedoch müßte »Akte X« auf die Religiösität verzichten, die das Fernsehen - als Medium und als, nun ja, Tätigkeit - immanent enthält: Kino behauptet nicht dauernd, ein Wunder zu sein, es stellt selber welche her; und statt der Allmacht *über* die Erscheinungen, mit der das kleine Fernsehen sich brüstet, feiert die große Leinwand einfach die Macht der Erscheinung.

Ohnedies ist die Mission, die »Akte X« mal hatte, die Desavouierung von »Star Trek« und die Etablierung des New Age, erfüllt; das Fernsehen in seiner besinnungslosen Selbstreferentialität, in seiner Imitationswut und Grobheit sorgt inzwischen mit einer Unzahl von »Akte X«-Kopien für weitere Verbreitung der Botschaft - freilich ohne die Ironie und technische Bravour des Originals. Die geklonten Serien heißen »Strange Luck« und »Outer Limits«, sie heißen »The Sentinel«, »Nowhere Man«, »Dark Skies« (in dem, todernst, gleich die ganze neuere Geschichte umgeschrieben wird) und, es ist nicht zum Aushalten, »Poltergeist«. Chris Carter, ein geschäftstüchtiger Mann, wie gesagt, hat kürzlich die (sterbensschlechte) Hellseher-Serie »Millenium« initiiert; und weil »Baywatch Nights« nicht so recht laufen mag, soll auch David Hasselhoff demnächst auf Geisterhatz gehen.

Die allerdümmsten Imitate aber hat sich das deutsche Fernsehen vorbehalten. RTL zumal verstand wieder überhaupt nichts und beauftragte einen mäßig begabten Werbefilmer, »Geisterjäger John Sinclair« zu drehen; und vielleicht hat sogar Helmut Thoma mitgekriegt, was für ein Hexendreck da zustandekam (darin u.a. der ziemlich unsterbliche Dialog: »Hast du noch Weihwasser in der Phiole, John?« - »Ja, Vater, aber nicht mehr viel.« - »Hier, nimm; man sollte immer einen Vorrat bei sich tragen.«). Pro 7, der deutsche Distributeur von »Akte X«, peitschte im Frühjahr 97 »Talk X« ins Programm, behauptete, es ginge hier um die letzten Fragen der Menschheit; es wurde dann aber doch bloß von Bachblüten und Aszendenten gebrabbelt, und schon nach fünf Wochen wurde die öde Affaire abgesetzt. Wiederum RTL versucht, Jörg Draeger - vormals »Geh aufs Ganze«-Showmaster und, dank seiner Zockereien mit dem »Zonk« und seiner achselnassen Avancen an weibliche Kandidaten, topseriösester Fernsehkerl der Nation - als Journalisten aufzubauen, nämlich in »Mysteries«, einer aufs schamloseste die »Akte X«-Klientel bedienenden, aufs groteskeste »Reality TV« simulierenden Magazin-Farce (aktuelle Quote: 13,8 Prozent; kann nur schlechter werden).

Das New Age, uralt, ja prähistorisch wie es ist, hat mittlerweile die eingeborene Trivialität des Unbeschränkten Marktes so tadellos ergänzt, daß keiner mehr aufschreit, wenn die dürftigen Recherchen einer ZDF-Reporterin zum Thema »Bigfoot« gleich als seriöse Dokumentation versendet werden. Der »Stern«, halb tittengeil halb esoterikbesoffen, grunzt vom *»Mythos* Busen«. Ein Zwei-Wochen-Journal, so miserabel geschrieben und layoutet, daß selbst ein »Stern«-Redakteur sich schämen würde, nennt sich »Faktor X« und ist flugs an allen Kiosken ausverkauft. Für Schlüsselanhänger mit dem lizensierten »X Files«-Emblem zahlt die Gemeinde Phantasiepreise. Die Propaganda der Front National in Frankreich leiht sich Serienfotos als Plakatmotive aus. Die X-Akten sind geöffnet. Die Wahrheit ist draußen. Der Spuk hat begonnen.

Eine erweiterte Fassung dieses Beitrags erscheint im September in dem Buch »Sendestörung« (Edition Tiamat)

Konkret 08/97, S. 63

Boris Gröndahl

Film & Theater

Deckname Dennis

Regie: Thomas Frickel; mit Dennis Mascarenas, Christian Doermer; BRD 1996; 100 Minuten; der Film ist zu sehen: im Juli in Hamburg; im August in Chemnitz, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Dortmund; im September in Baden-Württemberg; im Oktober in Bayern; im November in NRW

Im New Yorker Restaurant »Heidelberg« erhält der Agent Dennis das Briefing: Für seinen nicht näher bezeichneten amerikanischen Geheimdienst soll er erforschen, was mit den Deutschen los ist. Die merkwürdigen Ereignisse dort, erklärt sein Boss mit furchtbarem deutschen Akzent, mehren sich und lassen Zweifel daran aufkommen, ob das Land für eine CoFührungsrolle der westlichen Welt überhaupt geeignet sei.

Dennis (Deckname: Dennis) mischt sich als TV-Journalist getarnt unter das Volk. Den Rat seiner ersten Interviewpartnerin, Elisabeth Noelle-Neumann, sich möglichst unauffällig zu geben, schlägt er souverän aus. Fett, wie nur Amis fett sind, bekleidet mit Sneakers, kurzärmligem Hemd und einer Schirmkappe der Denver Broncos stapft er durch Deutschland - das Klischee des US-Touristen. Trotzdem wird er nicht erkannt; eigentlich wird er sogar überhaupt nicht wahrgenommen. Und deshalb erfährt er in seinen Interviews alles.

Dennis läßt sich von der Autofahrer-Partei Deutschlands erklären, daß die Autofahrer in Deutschland die Juden von heute seien, für die es auch schon KZs gebe (autofreie Städte nämlich), und tanzt danach zum »Autofahrer-Partei-Walzer« des Autofahrer-Partei-Vorsitzenden auf der Autofahrer-Partei-Party. Dennis sitzt seelenruhig mit schlesischen Vertriebenen auf der Wohnzimmercouch. Dennis quetscht Burschenschafter aus und die antideutschen 8. Mai-Demonstranten, die ihn, immerhin einen Vertreter der Befreier, ziemlich un-PC abblitzen lassen und ihn zwingen, die Auskunft über das Ziel der Demo beim sich redlich bemühenden Polizeisprecher einzuholen, der freilich kurzerhand die Losung »Nie wieder Deutschland« in »Nie wieder Krieg in Deutschland« umwandelt. »Jeder Deutsche ist verrückt und will die Welt erobern, aber zusammen machen sie einen vernünftigen Eindruck«, resümiert Dennis nicht wirklich überzeugend gegen Ende des in Gänze völlig überzeugenden, komischen und wahren Films.

Daß der Rezensentin der »Taz« der Streifen trotz dieser versöhnlerischen Volte zu antideutsch war und überdies prominente KONKRET-Autoren als Statisten auftreten, sollte eigentlich Grund genug sein, eine der seltenen Vorführungen der fünf kursierenden Kopien des Films zu besuchen.

Konkret 08/97, S. 63

Kay Sokolowsky

Film & Theater

Mutters Courage

Regie: Michael Verhoeven; mit Pauline Collins, Ulrich Tukur, George Tabori; BRD 1995; 86 Minuten. Als Video bei Arthaus, München, 39,95 Mark

Nun wird gelobt, unverhohlen, über den Klee, obwohl dieses Stück, noch vorm Kinostart, einen Bayerischen und, kurz danach, einen Deutschen Filmpreis eingesteckt hat. Ein Meisterwerk, ohne Rest, und daß KONKRET »Mutters Courage« jetzt erst würdigt, anläßlich der Videopremiere, dürfte man eine Blamage nennen, hätte Michael Verhoeven, der Regisseur, sich nicht zuvor durch TV-Auftragsarbeiten wie »Lilli Lottofee« selber blamiert.

Der Film erzählt eine wahre Anekdote: Die Mutter des Theaterregisseurs George Tabori wurde 1944 mitsamt 4.000 anderen Budapester Juden in einen der Viehzüge gestopft, die Auschwitz : belieferten, brachte es aber fertig, : den Kommandanten des Transports : zu überzeugen, daß sie zu Unrecht : deportiert würde, und kehrte noch am selben Abend heim und zur traditionellen Bridgepartie bei der Schwester ein. Verhoeven inszeniert die unglaubliche Geschichte : wie eine Groteske: Er läßt Nazischergen auftreten, die Pat und Patachon, Chaplins Brötchentanz : oder Tatis Postboten imitieren; plötzlich geht George Tabori selbst durchs Bild und schaut sich die zusammengeklauten Stiefel der Pfeilkreuzler genauer an. Derweil wird das Schlachtvieh reisefertig gemacht.

»Mutters Courage« interessiert sich nicht für Schockeffekte; der Sadismus der Täter wird evident durch die völlig willkürliche Entscheidung des Zug-Kommandanten, Frau Tabori zurück in die Zivilisation zu senden. Dieser Film ist ausdrücklich nicht auf Authentizität aus, er läßt keine Sekunde lang einen Zweifel daran, daß er nur ein Abbild, ein Schatten des Holocaust ist - und gerade dank seiner ostentativen Künstlichkeit gelingen ihm Szenen, die über die Beiläufigkeit, mit der die Shoah erledigt wurde, wenigstens so viel verraten wie Eichmanns kaltes Geschwätz in Jerusalem.

Konkret 08/97, S. 64

Otto Köhler

Kirchs größter Coup

Beim Aufbau des Kirch'schen Medienmonopols sind nicht nur Bertelsmann und Telekom, sondern auch ARD und ZDF dabei

Das hat vorzüglich funktioniert. An den mündigen Bürger, dem sie eine Vielzahl von Fernsehprogrammen zur freien Auswahl schenken wollten, haben Helmut Kohl und seine CDU Anfang der achtziger Jahre appelliert. Jetzt steht das ganz große Monopol vor der Tür, von dem der Kohlfreund Leo Kirch seit Jahren träumte. Er hat sich mit Bertelsmann geeinigt und den Coup damit besiegelt, daß die Telekom die Dritte im Bunde geworden ist. Der Konzern in Gütersloh, zum Hinterbänkler herabgewürdigt, als Kirch letztes Jahr sein digitales Fernsehsystem vorstellte, hat die Chance nicht ergriffen, die sich ihm noch in den letzten Wochen bot, als sich herausstellte, daß Kirch am Rande des Bankrotts steht. Nicht einmal mehr die Bayerische Staatsregierung wollte Kirch mit dem ursprünglich angepeilten Milliardenkredit zur Seite springen. Und die ohnedies gebeutelte Berliner Bank, bei der Kirch mit über einer Milliarde in der Kreide steht, hätte nicht länger zusehen dürfen. Sonst hätte sie wohl die geballte Macht des ADAC zu spüren bekommen, der zur Zeit noch die billige Visa-Card für seine Mitglieder über dieses Berliner Institut abwickeln läßt (ADAC-Mitglieder schätzen die verständlicherweise etwas höheren Zinsen, die sie dort für jederzeit abrufbare Geldanlagen bekommen).

Bertelsmann hat die Chancen nicht genutzt, die sich boten, um Kirch in die verdiente Pleite zu treiben. Lieber verlor man in Gütersloh den Rest des verbliebenen Gesichts und arrangierte sich mit Kirch. Nein, man unterwarf sich: Bertelsmann übernimmt das Decoder-System von Kirch, dem eine Million Geräte, die er bestellt und von denen er nur ganz wenige verkauft hatte, unterm Hintern brannten. Jetzt ist zusammen mit dem einst staatlichen Kabelträger Telekom das ganz große Monopol da. Big Brother Leo Telekirchmann ist vollmündig geworden und beherrscht schon morgen alle Kanäle.

Da braucht es nun nur noch – und das ist in Arbeit - die Abschaltung des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, das für eine immer noch relativ kleine Gebühr mitunter immer noch einigermaßen erträgliche, manchmal sogar informative Programme bietet. Denn das ganz große Geschäft kann erst dann beginnen, wenn der Zuschauer nur noch auf Programme angewiesen ist, die digital über Decoder ausgestrahlt werden, so daß jede einzelne Sendung bezahlt werden muß, Fußball besonders hoch. Die privatisierte Telekom beginnt schon. Sie erhöht ihre Kabelgebühren von 22,50 um 15 Prozent auf 25,90 Mark.

Ja, Kirch steckt in ihnen allen. Es war ja kein Zufall, daß das ZDF mit dem frömmelnden Kriegsberichter Karl Holzamer als Intendanten und dem glatten Dieter Stolte als Assistenten zuallererst Kirch groß gemacht hat, indem es dem Zelluloidhändler noch die allerschlechtesten Filme abkaufte. Das war einzusehen, denn das ZDF war schon unter Adenauer als Regierungsfernsehen geplant, und nur das Bundesverfassungsgericht hatte verhindern können, daß es auch die rechtliche Gestalt der Stimme von oben annahm. Aber auch durch die ARD, besonders 'durch den Bayerischen Rundfunk, ist Kirch hochgepäppelt worden, mit Geschäften, deren morastiger Untergrund noch immer der Trockenlegung harrt.

Gut, das ist Vergangenheit, die nicht mehr zu ändern ist. Was aber zwingt das ZDF heute dazu, mit dem Softpornohändler von der Kommerzkonkurrenz seltsame Geschäfte abzuschließen? In diesem Jahr bezieht das ZDF von Kirch nach Schätzungen des »Manager-Magazins« Filmwaren für einen Preis von 50 Millionen Mark. Gut, nein schlecht - es ist der längst zum Holzamer-Nachfolger aufgestiegene Stolte, der dort noch immer Intendant ist. Wie aber kommt die ARD dazu, ebenfalls für 50 Millionen Kirchobjekte zu beziehen? Der unselige Programmdirektor Helmut Oeller - der, dem man damals nichts beweisen konnte -, ist er nicht längst aus dem Bayerischen Rundfunk ausgeschieden?

Talkmaster im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, die die Kommerzkollegen einladen, um so deren Sendungen populär zu machen - die gibt es. Kann so etwas völlig ungeschmiert zustande kommen - oder sind diese Publikumsdompteure wirklich so dumm?

Was uns bevorsteht, das hat einer vor 55 Jahren am Beispiel anderer Völker vorhergesagt:

Es solle daher ja kein Lehrer daherkommen und plötzlich den Schulzwang für die unterworfenen Völker verkünden wollen. Kenntnisse der Russen, Ukrainer Kirgisen und so weiter im Lesen und Schreiben können uns nur schaden. Denn sie ermöglichten es helleren Köpfen, sich ein gewisses Geschichtswissen zu erarbeiten und damit zu politischen Gedankengängen zu kommen, die irgendwie immer ihre Spitze gegen uns haben müßten. Es sei viel besser in jedem Dorf einen Radiolautsprecher aufzustellen, um den Menschen auf diese, Weise Neuigkeiten zu erzählen und Unterhaltungsstoff zu bieten, als sie zur selbständigen Erlangung politischer. wissenschaftlicher und so weiter Erkenntnisse zu befähigen. Man solle es sich daher auch nicht einfallen lassen, den unterworfenen Völkern im Radio Dinge über ihre Vorgeschichte zu erzählen, man müsse ihnen vielmehr durch den Rundfunk Musik und noch einmal Musik vermitteln. Denn lustige Musik fördere die Arbeitsfreude. Und wenn die Leute viel tanzen könnten, so werde auch das nach unseren Erfahrungen in der Systemzeit allgemein begrüßt werden. Das einzige, was in den besetzten russischen Gebieten organisiert werden müsse, sei der Verkehr Denn die verkehrsmäßige Aufschließung des Landes sei eine der wesentlichsten Vorbedingungen zu seiner Beherrschung und wirtschaftlichen Ausnutzung. ... Man müsse ihnen zwar Schulen geben, für die sie bezahlen müßten,

wenn sie hineingingen: Man dürfe sie in ihnen aber nicht mehr lernen lassen als höchstens die Bedeutung der Verkehrszeichen.

So sprach Hitler 1942, nach der Wiedergabe seines Stenographen bei seinen Tischgesprächen im Führerhauptquartier. Damals ging es um äußere Kolonisation, heute um innere, im eigenen Land. Die äußere hat Bertelsmann mit seinem weltumspannenden Netz schon vollzogen, Kirch muß jetzt nur noch bei der Nivellierung nach unten helfen. Damals ging es um »Arbeitsfreude«, heute um Ruhestellung der Arbeitslosen, damals um Rundfunk, heute vor allem um Fernsehen. Aber sonst?

Einer der etwas klügeren Köpfe aus dem Regierungslager ahnt inzwischen etwas. »Ich will wissen, was die Telekom tut«, sagt Biedenkopf, denn die »Aufklärung einer Sache« sei »die wirkungsvollste Kontrolle«. Da könnte ja jeder kommen. Privatisiert ist privatisiert.

Der Exkohlfreund Biedenkopf hat Angst vor dem Dauerkohlfreund Kirch. Jetzt, da es zu spät ist, hat der einstige Fan der ungehemmten Privatinitiative entdeckt, daß die »ökonomischen Barrieren« längst die »technische Knappheit« der Übertragungswege ersetzt haben. Jetzt will er eine »gewisse staatliche Moderation«.

Zu spät.

Konkret 08/97, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Meinem geliebten WDR-Sonntagsmagazin war das Gedichterl »zu ordinaire«, mithin ausstrahlungsungeeignet. Ich habs mir bei drei vier Kannen Pulverkaffee noch mal angeschaut und find, daß jeder pünktlich abfahrende odet auf den verspäteten Kollegen am Bahnsteig nebenan wartende ICE, jedes dem Verblühn widerstehende Veilchen, jedes Kapital/Lohnarbeits-, Wolke/Wind-, Ehe/Brecherln-, aber auch jedes Kau/Verhütungsgummi-Verhältnis historischmoralisch hier ein bißchen mitschunkln oder wenigstens -schmunzln kann. Solidaritätsadressen (freilich nur ehrlich unangehäuchelte) wie immer massenhaft an die Redaktion. (Kontonummer nicht vergessen!!!!)

Wieder ist eine Nacht zu Ende
Und Soraya liegt geplättet im Bett
Denn der Schab hat sie begattet
Wie man Nägel schlägt in ein Brett

Doch der Schalt ist auch ganz fertich
Sein Zeugungsapparat
Ist restlos ausgepauert
Der Schab der ist schahmatt

Doch hat er noch die Kutzpe
Für diesen Matschosatz
Weh dir wenns wieder nix wird
Dann Schatz ghörst du der Katz

Soraya läßt den Thränen
Aufgrunddessen freien Lauf
Dann richtet sie sich tapfer
Vorn Zeugungslager auf

Mein lieber Perserkaiser
Spricht sie zum Pachlewi
Ich lag stets zur Verfügung
Und verweigerte mich nie

Ich empfing die sinistren Stöße
Ohne Murren Nacht für Nacht
Und hab mich für die Empfängnis
Bereit und breit gemacht

Doch ich kann doch nicht mehr thuen
Als offner Sesam zu sein
Glaubst du ich möcht nicht gern werden
Ein werdendes Mütterlein

Soraya ich kenn diesen Sermon
Spricht der Kaiser matten Gemächts
Doch was ich brauch ist ein Nachfahr
Agnatischen Geschlechts

Was ich brauch das ist ein Zipfl
Für dereinst auf den Kaiserpott
Und den will ich von dir haben
Oder meine Geduld mit dir ist bankrott

Da läßt Soraya dacapo
Strömen der Thränen Fluß
Doch nach 3, 4 Dutzend Schluchzern
Ist sie soweit wieder in Schuß

Daß sie sagt Mein lieber Kaiser
Willst du unbedingt einen Sohn
Dann steht uns doch noch zur Verfügung
Das Mittel der Adoption

Wir schaffen uns einen Knaben
Auserm Land der drittvierten Welt
Wo die Eltern denselben gern hergehm
Weil sie arm sind für wenig Geld

Einen kleinen Mestizen aus Recife
Einen kleinen Indio aus Bogota
Und den säubern wir dann und impfen
Und taufen ihn Juniorschaft

Und wir lehren ihn Persisch und Schifahrn
Und die Kockteilkonversation
Und der schwingt sich dann wenn du mal dood bist
Als dein Sohn auf den Pfauenthron

Kaum hat sie dies ausgesprochen
Da schlägt ein auf ihrem Mund
Die Rückhand des persischen Kaisers
Und ihr Mund ist augenblicks wund

Bist du meschugge Alte
Spricht Resa Palechwi
Was Brunzdummdämlicheres
Vernahm ich doch noch nie

Wer reitet dich du Trampl
Isz der Teufel isz der Schalk
Mir sowas anzudienen
Ein unstandgemääßes Balg

Wie heißest du Soraya
Und was heißt das Siebengestirn
Ja du hast ja nicht nur kein einzigs
Geschweige ein Siebengehirn

Was ich ab so lu tis tisch begehre
Was ich kai ser lich erheisch
Ist ein reinrassiger Perserkater
Aus Pachlewiblut und Fleisch

Sorry Soraya ich merk schon
Mit dir wird die Erbfolge nix
Du bist nicht die Garantin
Meines Herrschafts und Vater Glücks

Da sagt er ist der Schlußscheck
Und da sagt er ist die Thür
Und dann klingelt er Achmed dem Diener
Nach einem Beruhigungsbier

Soraya packt weinend die Koffer
Sssssind hundert und sie fühlt sich mies
Und sie ordert bei Schahinschahärleins
Ein Tickit nach Paris

Ja so war das vor vierzig Jahren
Als der Schah Soraya verstieß
Und sich in seine Stoßburg
Eine andre kommen ließ

Den Schah deckt längst der Rasen
Doch Soraya hat kinderleicht
An diesem sunny Sunday
Das Rentenalter erreicht

Exkaiserliche Hoheit
Ich Hotte ruf ganz oontre nuu
Dir zum Fiftysixty
Vom Guten das Beste zu

Sonntagnachmittag, 13.7.97, im Caricatura Café der Documenta-Kommune Kassel

Jugend, so laß ich dich nicht **gelten**

Wie du dich gestern bei der Love-Parade aufgeführt, muß ich dich heute **schelten**

Und muß ich morgen dich der Jugendstrafkammer des Weltgerichts **melden**

Was, du zu nix weiter als zu einem Millionenhaufen dich zusammenrottende, ist Jugend von alters her, ha? Jugend heißt doch zuvörderst im Besitz zu sein des proletarischen **Grals**

Und mit dem in das letzte Gefecht zu ziehen gegen die internationale Diktatur des **Kapitals**

Jugend - das ist doch der muntre zukunftstrunkne Kampf für eine Welt, wo der Mensch nicht mehr des Menschen Lupus **ist**

Und nicht heißt Jugend doch, daß man mit in knappste Tops gezwängten Titten, einem bißchen Fosfor im Haar und einem Ring durch Zunge und/oder Schwanz an die Bäume und die Sträucher des Tiergartens **pißt**

Wir!! waren noch eine Jugend (die letzte wahrscheinlich!), uns konnte das Freizeitkapital nicht **traun**

Auf uns konnte der Staat nicht **baun**

Wir hörten mit wachen Ohren die differenzierten Musiken der Beatles, der Stones und die des großen Bob **Dylan**

Du aber bist einem dem Takt der arbeitsplatzvernichtenden Maschinen abgekupferten Gedröhn wie nicht bei Trost zu freiheitslosem **Willen**

Wie einer Mutter aber, der es aufgrund von präseniler Verblödung ihres einzigen Kindes zerreißt das **Herz**

Erfüllt mich der Fakt, daß du in deine Fresse ein lizenzgeschütztes grunzdummblödes Love-Parade-Herzchen für viel Geld dir tätowieren läßt, mit Herzeleid, ja ungeheuerlichem **Schmerz**

Jugend, Jugend, ich rate dir gut: Kehre dich zu dem bewährten Rock & Rolle und lies die Jugendschriften von G. Büchner und das Alterswerk von B. **Traven**

Und stelle augenblicks ein das Love-Paradieren mit Dosenbieranschluß und das sogenannte »**Raven**«

Konkret 08/97, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Neben prima Morgenbrod hält der Bäcker am Urlaubsort auch geistige Näringsmiddel bereit: »Bild« und »Hamburger Morgenpost«, die größte Zeitung der westlichen Welt und die dümmste. Die größte meldet:

Bei Schröder dreht sich jetzt alles um »Schnurri«. Seit Anfang der Woche also hat der seit Monaten in ehelicher Trennung lebende niedersächsische Ministerpräsident Gerhard Schröder (53) wieder ein richtiges Zuhause: Freundin Doris Köpf zog zu ihm nach Hannover - mit Sack und Pack, Tochter Klara (6) und dem vier Wochen alten Kätzchen »Schnurri«. Schröder dem Haustiere aus seiner kaltgestellten Ehe mit »Hillu« nicht fremd sind, wird es um so mehr genießen, wenn da wieder ein kleines, vierbeiniges Wesen schnurrend um seine Beine streicht, vielleicht maunzend mit ihm spricht, mit großen Augen wartend danebensitzt, wenn er an den Kühlschrank geht, und nachts sich kuschelnd mit eingezogenen Pfötchen auf seinem Bett breitmacht.

Tags darauf muß die größte Zeitung der westlichen Welt melden, daß der Innovator und seine vorletzte Innovation, die Second Lady, mit »Schnurri« leider durchaus nicht so umgehen, wie der Wähler in Germany, das G-Socks, es mag:

»Schnurri« darf nicht mit in die Betten ihres neuen Heims in Hannover Schröder-Freundin Köpf: »Ich komme aus Bayern, vom Land. Dort ist es nicht üblich, daß Hunde oder Katzen ins Haus dürfen - geschweige denn ins Schlafzimmer« Jetzt muß »Schnurri« im Körbchen kuscheln.

Übrigens: Bei 80 Prozent der Deutschen dürfen Hund und Katze mit ins Bett, sagen Statistiker

Der Innovator wird also mit seiner Second Cat bei den Wahlen durchfallen, auch wenn die größte Zeitung der westlichen Welt täglich Reklame für die Aufbruchsstimmung macht ' in die der Herzog von Hannover seine verwöhnten Untertanen versetzen möchte:

Mit 1,85 Mark Stundenlohn bist du ein König.

Bei VW (Aufsichtsrat: Ministerpräsident Schröder) in der Filiale Shanghai. Und warum bist du ein König? Darum:

Das Auto, das er baut, wird er sich nie leisten können. Dafür müßte er zehn Jahreslöhne hinblättern ... Anfahrtswege zur Arbeit: mehrere Stunden in überfüllten Bussen - selbstverständlich. Ebenso 6-Tage-Woche, 8-Stunden-Tag. Die Mieten in Shanghai sind astronomisch hoch: 100 Quadratmeter 5.000 Mark - viel zuviel auch für VW-Arbeiter Viele teilen sich winzige staatliche Wohnungen. Urlaub - ein Fremdwort. VW gewährt trotzdem 10 Tage. Krank wird hier kaum einer Krankenquote: 2 Prozent.

So lebt er, der König. Bello und Schnurri kommen bei ihm, aus Platzmangel, statt ins Bett in den Topf Sonst aber geht's in seinem Königreich zu wie in Herzog-Schröders innovativsten Träumen:

34 Grad Hitze, Luftfeuchtigkeit 93 Prozent. Der Werkschutz-Mann in Uniform salutiert. Es ist blitzblank in der VW-Fabrik Mit Besen, Kehrblech und Lappen bewaffnet wieseln chinesische VW-Mitarbeiter durch die Halle. Selbst die hellblauen Anzüge der Bandarbeiter blitzsauber Motto: Nur ein sauberer Mitarbeiter baut saubere Autos. Und: Wer raucht, der fliegt. Die Arbeiter: jung (Durchschnittsalter 28 Jahre), fast alle mit Abitur und hungrig nach Arbeit ...

Daß, wer raucht, fliegt, ist bestimmt ganz nach dem Geschmack der beiden Leser, die die dümmste Zeitung der westlichen Welt noch hat: des Manfred Ponick, bekannt als Beschwerdeführer über die unverschämten Honorarforderungen des »Mädels« Linda Evangelista, und des Kurt Baltinowitz, Verfassers vernichtender Gedichte wider das »Lottofieber« (siehe *Ganghofer im Wunderland* und *Herrschaftszeiten).* Als die Hamburger SPD, anstatt Schnurri ins Bett und unverschämte Mädels zu 1,85 Mark ans Band zu holen, um die Stimmen homosexueller Wähler warb, sandte Baltinowitz, zugleich in Ponickens Geist, einen Fluch an die Redaktion:

Lesben und Schwule werden den Fortbestand der Menschheit nicht gefährden. *Sind sie nicht irgendwie falsch gepolte Menschen, die mit ihrem Schicksal leben müssen und möglichst toleriert werden sollten? Aber daß man sie zu Wahlkampfzwecken mißbraucht, ist doch schon verwerflich. Von den Grünen kann man nichts anderes erwarten, doch daß sich auch die Sozialdemokraten von Lesben und Schwulen Stimmen holen wollen, macht mich sprachlos.*

Während die größte Zeitung der westlichen Welt mehr Gewinn einspielt als je, ist die dümmste zur Dämpfung ihrer Verluste auf die zehn Millionen Mark angewiesen, die Hamburgs Zuhälter jährlich in sie investieren, um Baltinowitz & Ponick für ihre Angebote zu erwärmen:

Dtsch. Rasseweib in Straps. Mega-Möpse. Schlk., braungeb., dauerscharf Niveau und korrekt, Mo.-Fr 17-24h

Echt deutsch, von Rasse, nicht lesbisch, mit Niveau, nur saubere Huren holen sauber runter, dauerscharf aber korrekt, Geldzurück-Garantie, mit 185 Mark bist du ein König. Die dümmste Zeitung der westlichen Welt lockt mit dtsch.

Rassefrau, die größte mit dtsch. Rassemann:

Was die Nato-Erweiterung für uns Deutsche bedeutet - eine Analyse von Lothar Loewe

Zum ersten Mal in der Geschichte dieses Jahrhunderts ist Deutschland in seinen heutigen Grenzen nicht mehr von potentiellen Feinden, sondern ausschließlich von Verbündeten und Freunden umgeben. Das ist das wichtigste Plus für die Deutschen! Obwohl Deutschland z. Zt. von keiner Macht bedroht wird, verschiebt sich unsere Bündnisgrenze und unsere geopolitische Sicherheitszone um fast 1.000 Kilometer nach Osten, von der Oder und der Donau an den polnischen Grenzfluß Bug und bis an die Karpaten ... Nie seit 1945 war der Frieden in Zentraleuropa sicherer als heute.

Bis dahin war Deutschland von potentiellen Feinden umgeben, aber der Frieden sicherer, weil unsere geopolitische Sicherheitszone noch tausend Kilometer weiter reichte, bis zur Wolga. Was in der größten Zeitung der westlichen Welt der Loewe, ein rassereiner Deutscher Schäferhund, ist in der dümmsten ein Mega-Mops, der auf den Namen Thomas Schmid hört:

Bleibt die Frage: Warum noch Nato? Weil die Kriegsgefahr im Osten Europas keineswegs gebannt ist. Rußland, so heißt es oft, dürfe man nicht reizen. Das unterstellt die Unberechenbarkeit des »Bären«. Rußland muß es aber lernen, die historischen Ängste seiner Nachbarn ernst zu nehmen.

Weil Rußland in dieser Historie des Jahrhunderts seine westlichen Nachbarn schon zweimal überfallen hat. Der russische Bär, der wieselnde Chines, der falsch gepolte Schwule - wo bleibt, in dieser globalisierten Welt, der älteste Freund der Deutschen nach 1945, der Itaker? Hier: Bayerns Trainer Trappatoni hat unseren Lothar Matthäus »Cazzo blablabla« (zu deutsch etwa: Sabbelsack) genannt und die dümmste Zeitung r Welt das von Sprache italienisch in eigenes übersetzen gemacht:

Klatschendes Waschweib

Was heißen Cazzo brutto? Maunzendes Schnurri. Das Fernsehprogramm, das der dümmsten Zeitung der westlichen Welt beiliegt, verbreitet im Juli 1997 die Nachricht:

Tour de France. Der fünfmalige Tour-Gewinner Miguel Indurain (Foto) zählt wieder zu den großen Favoriten des Sport-Klassikers,

Der deutsche Fahrer Jan Ullrich aber ist

der Mozart des Radrennsports,

weil Indurain, der Beethoven, vor einem halben Jahr völlig ertaubt vom Rad gestiegen ist und Ullrich so gefühlvoll auf dem Sattel sitzt, als hätte er Le nozze di Figaro, das heißt: Die Nüsse eines Friseurs.